



Inhalt: Katharina Gräfin Andrássy, geb. Gräfin Kendesy von Malomvitz (mit Portrait). — Wanda's Grund. Eine Geschichte von E. M. Vacano. (Schluß). — Aus dem Leben berühmter Prestidigitateure. — Prinz Eduard der Kreuzfahrer (mit Illustration von Professor H. Mügge). — Lose Gedanken über Zahnheilkunde und Pflege der Zähne und des Mundes, von Dr. med. L. Holländer. — Vom Kienpan bis zur Gasfrone. — Der Witt-Diamant. — Nachteile der Gasbeleuchtung für die Blumen in Wohnräumen. — Modenbild nebst Beschreibung. — Auflösungen des Räthfels und Rebus Seite 132 und der Schach-Aufgabe Nr. 11 Seite 100. — Räthelsprung-Aufgabe. — Charade. — Correspondenz.

Katharina Gräfin Andrássy von Csik-Szentkirály und Kraszna-Horka, geb. Gräfin Kendesy von Malomvitz.

Wenn sich die liebevolle Kaiserin-Königin Elisabeth jenseits der Leitha den ihr entgegen schauenden Ungarn zeigt, steht neben ihr, der zarten und huldvollen Fürstin, eine hohe Frau, deren ernste Züge und sinnendes Auge mit fast wehmüthiger Freude die begeisterte Magyaren-Bevölkerung überblickt. Selbst Magyarin und von zartester Jugend der Sache des Vaterlandes glühend zugethan, vernimmt die Palast-Dame der Kaiserin-Königin, die Gemahlin des Ministers Grafen Andrássy, nicht die Jubelrufe ihrer Landes- und Gesinnungsgenossen, ohne der Kämpfe zu gedenken, welche der Freude vorangingen. Kämpfe, wo jeder Einzelne, Mann oder Weib, gewärtig und bereit war, für das Vaterland Hab und Gut zu opfern, Verbannung und Tod auf sich zu nehmen! Sie selbst, die jetzt neben der Kaiserin steht, ward im Jahre 1858 die Gattin eines Griften. Deshalb ist es eine ernste Freude, welcher sich Katharina Andrássy hingibt, die Bewegung ihrer Hand scheint weniger ein Gruß für die Lebenden, die ihn empfangen können, als ein Wink, ein Liebeszeichen für die Helden und Dichter, welche dahin saßen, ehe sie Ungarns neue Blüthenzeit erlebten. Sie sind zu beneiden, diese ungarischen Helden und Heldenbilder; ihr Name lebt groß und verkörpert fort wie ihre Thaten und Dichtungen! Sprich den Namen eines Göttös, eines Kiskaludy, eines Petöfi, eines Börösmarty mit Bewunderung aus und du hast den Schlüssel zu jedem ungarischen Herzen gefunden! Sie gehörten dem Vaterlande, und das Vaterland gehört ihnen. Dem Ungarn ist alles Ungarische, als wäre jenes mystische „Tabu“ der Marquesas-Inseln über dasselbe ausgesprochen. Er forcht in den Augen, in den Geberden des Fremden ängstlich nach dem Eindruck, den derselbe kund gibt; bleibt der Gast gleichgiltig, so bietet er Alles auf, Ungarns bedrohten Glanz zu retten; gibt sich aber der Reisende dem Eindruck der wunderbar träumerischen, von ernsten, hohen Menschen belebten Landschaft oder dem überwältigenden Anblick des an die Donau geschmiegenen Buda-Pest's mit seiner reichen historischen Vergangenheit hin, dann wird ihm ein Dank zu Theil, als gälte es, eine persönliche Gefälligkeit zu lohnen. Die Augen der ungarischen Frauen — und welche Frauengestalten begegnen uns in Pest! nicht einzelne, die man junonisch nennen muß, sondern ganze Gruppen von solchen! — haben ein eigenthümliches nach innen gefehrtes Feuer, sie wuchsen ja unter den Schwingungen und Strebungen einer großen Völkerfrage auf und lernten von Kindheit an ihr „ich“ derselben unterordnen. Auch für Katharina Kendesy war, so lange sie denkt, die Völkerfrage Lebensfrage. Das Volk schaut mit Bewunderung und Ehrfurcht zu ihr auf, nicht nur weil sie die Gattin des so mächtigen Ministers ist, nicht weil sie in dem Namen ihres Gemahls und dem eigenen zwei alte, angesehene Adelsgeschlechter vereinigt, nicht weil sie bis in die tiefste Seele Patriotin ist — sie ist mehr, als alles das, sie ist eine edle Frau in der schönsten Bedeutung des Wortes, eine musterhafte Gattin und Mutter, eine unendlich lebenswürdige Hausfrau, welche die weltbekannte ungarische Gastfreundschaft in ausgebreitetster Weise übt. Es ist eine Ehre und ein Vorzug, in den Salons der Gräfin Andrássy eingeführt zu werden, die feinsinnige Herrin derselben läßt jedem der zahlreichen Gäste das Bewußtsein, als habe sie sich vorzugsweise gegen ihn freundlich und theilnehmend gezeigt und ihm Gelegenheit gegeben, sich von der besten Seite zu präsentieren. — So empfänglich die Gräfin Andrássy für das Wohl und Wehe des Vaterlandes ist,

so discret vermeidet sie es, sich in die politische Aufgabe ihres Gemahls Eingriffe zu gestatten, und gerade in diesem Zuge zeigt sich die Gebiegenheit in dem Charakter der vielverehrten Frau. — Der geheiligte Schleier einer schönen Häuslichkeit liegt über den Ereignissen, Befürchtungen und Hoffnungen, die in das Eheleben der Gräfin Andrássy drangen; was der Graf that und erreichte, weiß die Geschichte; wie ihn seine Gattin tröstete, ermunterte, anfeuernde und stützte — das bleibt nur zu ahnen und, wie ihre Umgebung sie kennt, warm zu loben.

[2425]

Frau Zafreszanka saß auf einem Divan und gesticulirte eifrig zu Geneviève hinauf, die an der Lehne desselben mit untergeschlagenen Armen und wild belebtem Gesichte lehnte.

„Sie kann nicht! wiederholte die junge Frau mit concentrirter, heiserer Stimme. Und wenn er sie liebte bis zum Wahnsinn, und sein Leben hinge daran, und wenn sie ihn liebte bis zum Wahnsinn, und ihr Leben hinge daran, und die ganze Welt und ihre eigenen Herzen wollten sie zusammenfügen, es könnte doch nicht sein?“

„Jawohl! Ist das nicht unerhört? Philipp, dieser alberne Affe, macht ihr eine Liebeserklärung, spricht mit ihr wie mit einer Königin, bietet ihr „son coeur“ ganz wie ein Komödiant im ersten Acte, und diese Grimaßschnitz... kann nicht!“

„Sie ist wahnsinnig,“ sagte Geneviève. „Du hältst dies für Wahnsinn? sagte Frau Zafreszanka mit ihrem gläsernen Lachen. Ich sage Dir, daß sie so vernünftig ist wie irgend Eine, und daß da ein Geheimniß verborgen liegt, und daß sie wirklich nicht kann. Ein Geheimniß. Und natürlich kein ehrenhaftes, sonst wäre es kein Geheimniß, und sie könnte ganz gut den Grund ihrer prinzeffenhaften Grimaßsen sagen. Aber unsere Sache ist damit so gut wie gewonnen. Philipp mag sie lieben so viel er will, sie kann ihn nie anhören oder ermuntern. Sie hat das selber gesagt. Und wie sie es sagte, zeigt, daß es ihr Ernst war. Sie ist ja beinahe närrisch geworden dabei. Es handelt sich also darum, dieses Geheimniß zu finden, diesen „Grund“ zu suchen. Vielleicht können wir sie damit ganz und gar unmöglich machen. Aber wie dies anstellen? Ich glaube selbst, daß hier ein Gewaltmittel nothwendig ist. Haben wir ihr Geheimniß, so ist sie nicht nur diesem Affen von Philipp unmöglich, sondern wir können sie auch für Thaddäus unmöglich machen. Und das ist Goldes werth. Denn eine Erbschleicherin ist und bleibt sie. Verstehst Du, wir müssen jetzt vor Allem wachen, wir müssen ganz Aug und Ohr sein. Ich habe noch keinen Plan, aber ich werde einen finden. Ein ganz kleiner Schlüssel öffnet oft ein schweres, großes Thor. Dir ist sie wohl unschädlich, aber noch immer nicht der Schatulle des Thaddäus, der von Tag zu Tage schwächer wird.“

„Unschädlich! rief Geneviève und richtete sich mit ihrem wild lebenden Gesichte auf. Aber er liebt sie, Mutter!“

„Lieben! Und wenn sie ihn nicht hören darf und kann? Was liegt Dir daran, ob er sie liebt oder nicht? Du bist doch nicht wirklich so... naïv, ihn d'amour zu lieben? Es kann Dir doch genug sein, wenn er Dich heirathet.“

Geneviève warf ihrer Mutter einen fahlen Blick zu, der gleichsam erlosch. Dann senkte sie auf. „Ja, sagte sie mit kaltem Borne, suche das Geheimniß, Mutter, suche das Geheimniß. Wenn wir sie nicht aus seinem Herzen reißen können, so müssen wir sie doch wegzagen blühen von hier. Hinausjagen, nicht wahr? fort!“

In diesem selben Abende war Alles wie sonst. Das Souper war freundlich, die Lampe brannte beinahe gemüthlich über dem Theetisch, die Silberlösschen klingelten harmonisch zusammen, und selbst der weißbetravattete Bediente am Blüset summt unheimlich einen Krakowiak. Der Ueberflüssiggewordene that sich schrecklich viel Rum in den Thee und erzählte die Schlacht von Magenta mit doppelter Kreide. Frau Zafreszanka liebte den schwach hindämmenden Thaddäus und betete Wanda an, die heute schweigsam alle Blicke mied und sich nur mit dem Greise beschäftigte, dabei aber doch nicht der Zärtlichkeit der Frau Zafreszanka entgehen konnte, die mit ihr ein halbblaues Gespräch über die Vortheile der Ohrenbeichte begann, und Geneviève führte Philipp in das Pianozimmer hinüber, wohin der Bediente zwei Lichter bringen mußte, und spielte und sang ihm das „Ach, pocały mój goście“. Ihre



Katharina Gräfin Andrássy, geb. Gräfin Kendesy von Malomvitz.

Wanda's Grund.

Eine Geschichte von E. M. Vacano.
(Schluß.)

VII.

Der Regen war vergangen, und der Abend lichter geworden, als der Nachmittag; ein lauer Wind wollte die Pflügen trocknen und spritzte den Regentbau von den spiegelnden Blättern, und Alles wurde wieder lauter im Schlosse, froh aus den Knäueln heraus, die man gebildet hatte, und ging wieder hin und her. Im untern Flügel war Niemand, als Frau Zafreszanka und ihre Tochter. Sie standen noch immer in dem Zimmer, dessen Glashür in das Tafelszimmer führte, aber dieses war jetzt leer.

Locken zitterten leicht, wenn sie sang, und sie schaute ihn dabei mit Augen an, die jedes Männerherz gefangen nehmen mußten. Er hatte sich mit seinen ersten sinnenden Augen über sie geneigt. Sie lehnte sich bei der letzten Strophe zurück und ruhte mit ihren weißen Locken auf seinem Arm.

„Weißt Du, daß ich dich follement gern habe?“ sagte sie.

„So wie ich Dich, Cousine,“ sagte er laut. Unbefangen, unartig laut.

Sie sprang auf. „Oh, merci bien!“ sagte sie und lief durch die offenstehende Thür und das dunkle Zwischenzimmer zum Theatrisch zurück. Philipp schloß laut das Piano.

Am folgenden Vormittage war das schlechte Wetter zurückgekehrt — ein lautes, zürnendes, kurzdauerndes Wetter. Gerade vor der Dämmerstunde brach es los, in Hagel und Schloßen. Alle waren schon in dem großen Zimmer versammelt, obwohl erst aufgedeckt wurde. Im Ofen war ein leichtes Feuer angezündet. Graf Thaddeus, die alte Gräfin, an seinem Stuhle hängend, Graf Philipp, Geneviève und der Lieutenant, in die glühende Hagelwirthschaft hinausschauend, während zwei Diener mit den Couverts flirrten und in der grauen Schattirung des Zimmers mit dem weißen Damast blühten. Der Hagel zürnte wüthend ans Fenster und zerklüft die und da eine Scheibe. Er zerzauste die hohen Zinntraubbüsche und die viereckig geschnittenen Haselsträucher und alle Blumen in den Beeten, und was weiter, als fünf Schritte vom Fenster entfernt war, wurde von einem lichten, dichten, weißgrauen, wirbelnden Schloßenschleier verdeckt. Auch der Pavillon. Und Graf Philipp erinnerte sich, daß Wanda in dem Pavillon drüben sei. Er habe sie vor einer halben Stunde an dem Fenster desselben mit einer Arbeit beschäftigt gesehen. „Die Arme ist dort festgeregnet!“ klagte Frau Zakreszanka liebevoll. Man muß einen Bedienten mit einem Regenschirm hinfenden und sie abholen lassen, sonst kann sie nicht herüber.

„Wozu einen Bedienten? Ich will es selber thun,“ sagte Graf Philipp und trat vom Fenster weg. Wladko, einen Regenschirm! Geneviève stand jetzt wie mit einem Rucke mitten im Zimmer; sie trug eine jener hellgrauen Seidenroben, die bei jeder Bewegung wie Wasser rieseln.

„Du? sagte sie scharf, eilig, und war ihm voraus an der Thür und lachte auf ihn mit ihren weißen Zähnen. Nein, ich möchte es! Ich möchte es, es macht mir Freude. Ich bin noch nie durch den Hagel gelaufen, das muß so lustig sein! Unter einem Regenschirm! Ihren Regenschirm, Wladko!“ — Und sie war verschwunden mit ihrem Regenschirm und mit ihrem weißen Lächeln.

Der Hagel zerfetzte das niedrige Buchsbaumgelände des Gartenweges, und die Büschen Geneviève's, die jetzt in kleinen Gummischuhen steckten, knirschten in dem nassen Sande ein, von welchem ganze Springbrunnen von Hagelkörnern aufsprühten. Sie hielt das Kleid hochgeschürzt, und der Wind riß ihr den Regenschirm hin und her, daß ihr die einzelnen Hagelkörner auf den grünen Shawl schlugen.

Während des ganzen Weges lachte sie mit den weißen Zähnen, und sie schritt mit wahrem Genuß durch den Schloßenturm; man merkte, er spiegelte nur das Wetter in ihrem Innern ab. Geneviève hatte eine eigene Art, die Lippen fest geschlossen zu halten, wenn sie einen festen Entschluß gefaßt hatte, und dann hämmerte immer etwas bei ihr in der Wangen, wie ein Uhrwerk. So auch jetzt, wie sie an der Thür des Pavillons den Regenschirm schloß und, vom Winde noch zurückgeregert, eintrat.

Im Pavillon hatte Wanda, nach Hilfe ausschauend, am Fenster gestanden, „festgeregnet“, wie Frau Zakreszanka gesagt hatte.

Sie trat sehr erstaunt vom Fenster weg, wie sie Geneviève sah, aber sie lachte. „Sie bemühen sich mir, Frau Fürstin,“ sagte sie in französischer Sprache.

„Ja. Ich bemühe mich Ihnen,“ sagte Geneviève ebenfalls französisch, wieder mit einem entsetzlich weißen Lächeln. Ich komme Sie befreien, Mademoiselle Wanda. Ich hole Sie ab.“

„Ich danke Ihnen unendlich,“ sagte Wanda mit ruhiger Artigkeit und noch immer etwas verwundert. Ich wußte kaum, wie ich ins Haus zurückkommen sollte; es ist schon beinahe Dinerzeit, und da bin ich nöthig. Wenn es Ihnen also gefällig ist...“

Geneviève schüttelte die letzten Schloßen vom Regenschirm, aber sie öffnete ihn noch nicht. Sie schaute Wanda mit ihren dunkelnden Augen und dem weißen Lächeln an. „Ich bin gekommen, damit Cousin Philipp sich nicht zu bemühen brauche,“ sagte sie rasch. Er wollte Sie abholen. Verstehen Sie?“

Wanda wurde roth. „Ah, Graf Philipp war so...“

„Ja, er war so gültig und wollte Sie abholen,“ sagte Geneviève noch immer in einem seltsam kurzen, entschlossenen Tone und vertrat Wanda den Weg zur Thür. Und das wäre Ihnen wohl angenehmer gewesen, nicht wahr, wenn Er gekommen wäre, und ich bin Ihnen nur sehr zudringlich und lästig? Neben Sie!“ — Die schöne Fürstin kurzoff hatte in den seltenen Momenten, wo sie sich zornig und wahr zeigte, eine seltsame Art zu reden, die beinahe an die Manier eines ganz gewöhnlichen Weibes erinnerte, und diese brach in diesem Augenblicke durch.

Wanda war aufgefahren, war aber in demselben Momente wieder tief ruhig geworden. Sie schaute Geneviève mit einer gewissen gewappneten Würde an. „Ich verstehe Sie nicht, Frau Fürstin,“ sagte sie.

„Sie verstehen mich nicht! — O, Sie verstehen mich sehr wohl,“ sagte Geneviève mit echt französischem Accent und sehr concentrirter Stimme, die kaum zwischen den jetzt festgeschlossenen Lippen hervorkommen konnte, und sie sagte die Hand Wanda's mit einer eisernen kleinen Faust. Sie verstehen sehr wohl, spielen Sie doch nicht so die Unschuldige! Weiß ich nicht, daß Philipp in Sie verliebt ist, und daß Sie ihn durch Ihre kokette Bräuerie berücken wollen? O, bleiben Sie nur, wenn's gefällig ist. Deshalb bin ich gekommen und habe mich bemüht. Hier sind wir wie in der Welt allein, und Sie können mir nicht fort. Und es muß endlich einmal zu Ende kommen zwischen uns. Merken Sie sich Eins: Graf Philipp wird mein Gatte. Geben Sie daher Ihre Grimassen auf. Sie nützen Ihnen Nichts. Und ich wollte Ihnen auch sagen, daß ich Alles thun werde, um Sie von hier fortzubringen. Es wäre also sehr schön von Ihnen, wenn Sie von selber gehen wollten, Mademoiselle. Denn daß Sie sich doch nie Rechnung machen dürfen auf eine Réussite bei Cousin Philipp trotz seiner Liebelei, das wissen Sie besser, als ich. Sie können nicht, Sie dürfen nicht. Sie sehen, man weiß um Ihr Geheimniß!“

Einen Augenblick war Wanda erdbadl und starrte Geneviève mit weitgeöffneten Augen an, und jenes leichte convulsivische Zittern lief wieder über sie... „Er weiß...!“ fuhr sie athemlos, entsetzt heraus. Aber im nächsten Augenblicke ersah sie auch aus dem forschenden, lauernden Blicke Geneviève's, daß die letzten Worte nur eine Kriegslüge derselben gewesen waren, daß sie von dem Dasein eines Geheimnisses wußte, aber daß das Geheimniß selber gesichert war.

„Ich verstehe Sie nicht,“ wiederholte sie, langsam wieder in ihre Gefäßtheit zurückkehrend. Ich verstehe nur, daß Sie eine besondere Gabe und Geschicklichkeit besitzen müssen, Frau Fürstin, Gespräche,

die unter vier Augen gehalten worden, zu — errathen, und daß es sehr gültig von Ihnen ist, dies freimüthig einzugestehen und sich dadurch eines geheimen Vortheils zu berauben. Und jetzt, wenn es gefällig ist, lassen Sie uns nach dem Hause gehen, Frau Fürstin. Sonst könnte sich Graf Philipp doch noch bemühen mühen.“ Das Etwas in Geneviève's Wangen schlug wie ein Uhrwerk. „Sie spottet noch, die Unglückliche!“ murmelte sie. Sie schlugen also meine Warnung in den Wind! Sie werden Ihre Partie nicht aufgeben und Sie werden nicht freiwillig dieses Haus verlassen, wo Sie — nicht nöthig sind, Mademoiselle?“ Wanda lachte. Sie lachte wirklich, beinahe mitleidig. „Ich habe keine Partie, die ich aufgeben könnte. Graf Philipp ist sicher vor mir. Und dieses Haus zu verlassen, verbietet mir eine Pflicht. Im Uebrigen mögen Sie thun, was Sie wollen,“ sagte sie ruhig.

„Ist das Ihr letztes Wort, Mademoiselle?“

„Mein letztes Wort.“

Die beiden Frauen maßten sich einen Augenblick schweigend.

„Gut. Krieg also. Krieg auf Leben und Tod! — Und jetzt kommen Sie.“

Und zwei Sekunden später gingen die beiden Frauen nebeneinander über den Sandweg des Gartens durch den langsam schwächer und stiller und lichter werdenden Hagelschauer hindurch, den schon ein erster Sonnenstrahl durchsichtig machte.

VIII.

An dem nächsten schönen, geklärten Tage brachte der Zufall und irgend eine Gelegenheit wieder eine Gesellschaft ins Schloß: Tarnuwiedt und die Prinzessin, die Dufaren-Oberstin, einen gräflichen Rittmeister, ihren Neffen, die pensionirte Ulanen-Oberstin und actuelle Pferdehändlerin und die Gräfinnen Komarski.

Die Blumen, die gestern alle todt und zerfchlagen schienen, standen heute glänzend, duftig und prächtiger in die Höhe, als je. Der Himmel war wie reingewaschen, blau und licht, und die Sonnenluft noch ganz erfrischt und jugendlich wie der Athem eines Kindes. Der Abend ist das Schönste an solchen Tagen, der purpurne, der im Sonnensinken tiefende; da ist Alles grell laut im Freien: die Luft, die doch so regungslos ist, die Büsche, die doch so unbeweglich stehen, die Hügel, die Blumen, Alles gibt ein Summen der Fröhlichkeit von sich und lockt uns, selber laut zu sein.

Und Geneviève schrie, man solle spielen, und bald flatterten die lichtfarbigen Roben nach allen Seiten. Auch Wanda mußte mitspielen. Gräfin Ida Komarska nahm sie an den Arm und ließ sie nicht los. Und man spielte alle Spiele, die bei erwachsenen Kindern Mode sind, und bei welchen man Grazie zeigen kann.

Man schrie und spielte, und die Sonne kroch langsam bis zu dem höchsten Stockwerke der Fenster hinauf und glühte dort grellroth in den Scheiben und ließ den tiefen Grund unten dunkelfeucht und grün aufatmend zurück. Man schrie und spielte, und die Sonne hob sich gleichsam von der Erde weg und glänzte nur noch als riesiger Widerschein am Himmel. Dort schien sie einzufallen und erlosch dann. Der Himmel wurde staubfarben, wie die Erde, und nur ein weißes Dämmerungslicht vibrirte noch über den dunkelnden Umrissen des Gartens und des Schloßes, und die Nachtblumen öffneten duftend ihren Kelch. Aber man spielte und schrie noch. Das cache-cache im Dunkeln war das letzte Spiel, das proponirt und acceptirt wurde. Herr von Duba mußte suchen, und die Spielenden hatten sich in alle finstern Winkel des einen bestimmten Gartenrayons zerstreut. Geneviève hatte ihre Maman in das Glashaus gezogen. Es war da beinahe schwarzfinstern, und schwer legte sich der abendliche, so penetrante Duft der fremden Blüthen auf die Brust. „Maman, Wanda hat sich gegen den Pavillon geschlagen, und Philipp ist ihr nach! Leuchte sie. Ich will hin. Oder noch besser Du!“

Aber Maman hielt sie am Kleide fest. „Es-tu folle! zischte sie leise. Il faut que tu les laisses. Haben Sie dort eine Bestellung, desto besser!“

„Wie! Desto besser!“ athmete Geneviève in dem schweren Dufte.

„Zawohl, niaiso! Siehst Du nicht, daß wir Alles thun müssen, um sie in Sicherheit zu wiegen. Um sie dort zu haben, wo wir sie haben wollen? Siehst Du nicht, daß das sie verderben wird bei Thaddeus, besser, als ihr enthülltes Geheimniß je es könnte? Ihr habt Krieg auf Leben und Tod, sagt Du. Gut. Ein Hauptcoup des Krieges ist Benutzung der Sorglosigkeit des Feindes. Er nähert sich dann gewiß einer Mine. Wenn wir Philipp an der Seite Wanda's lassen, erfährt er entweder endlich ihren „Grund“, das Geheimniß, oder Thaddeus erfährt, daß die Beiden eine Liaison haben. Dis-done!“

Geneviève schaute ihre Mutter durch das immer dichter werdende Dunkel groß an. Und eine bewundernde Ehrfurcht bemächtigte sich ihrer. „Al!“ rief sie nur, wie gebendet.

„Y a-t-il quelqu'un là-dedans?“ rief draußen der Ueberflüssiggewordene und klopfte an die Scheiben.

Die Tauben flogen aus ihrem Schlege, um ihre Nachmittagsrunde über die Wirthschaftsgebäude zu machen, und Krew, der Hoshund, schlief in der Sonne und zuckte nur manchmal mit einem Ohre eine summende Fliege weg oder blinzelte mürrisch faul gegen die Strahlen, wenn er Vögel über sich aufzischern hörte. Die Rake lag in der Küche auf der sonnenbeschienenen Herdbank, zusammengerollt wie eine Kugel, die Vorderpoten eingezogen, den bicken Kopf mit den geschlossenen Augen und dem geschwungenen Schnurrbartchen zwischen die Schultern gezogen. Der Koch schlief auf seinem Bette, die Bedienten waren sämmtlich in der Bedientenstube und spielten Naszi-Waszi oder lasen in den hellen Fenster-nischen alte Briefe von zu Hause, Kasja und Poluscha saßen in Kasja's Zimmer und hatten eine Näharbeit vor sich und Klatsch-jamant in sich. Graf Thaddeus las bei sich den Gzas, Frau Zakreszanka schaute ihr Photographien-Album an, welches patriotische Bilder enthielt: die schöne glattschheitliche Warschauer Dichterin Deotyma, eine Banfote aus Kosziusko's Zeit mit dem Zeichen: wolność, całość, niepodległość, den König Sobieski, der in den Chroniken so schön und auf den Bildern so fett ist, und die Puławojstoss in künstlichem Photographen-Schnee gelagert. Der Ueberflüssiggewordene war auf drei Tage zu Tarnuwiedt hinüber, und Geneviève ging durch den Corridor zu ebener Erde nach dem Ausgange zu, um sich aus dem Gewächshause ein, zwei klaffende Hyazinthenstöcke zu holen, da die pots ihres Fensters schon abgeblüht waren. Und mitten in einem breiten, hellen Fensterstreifen stieß sie mit Wawra, dem Bedienten Philipp's, zusammen. Geneviève hielt im Summen inne und warf im Gehen dem Bedienten, der sich an die Wand rangirte und sie grüßte, die Frage hin: „Wo ist Graf Philipp?“

„In seinem Zimmer, Durchlaucht,“ sagte Wawra.

„Sag' ihm, daß ich im Garten sei.“

Wawra wurde gleichsam verlegen, wie er sich verbeugte. Geneviève bemerkte das. Wawra war einer jener dummen Lakaien, die

nur in der Bedientenstube pflügend sind. Geneviève bemerkte sein Verlegenwerden.

„Nun, was hast Du? fragte sie. Ist Graf Philipp etwa irgend anderswo, als in seinem Zimmer?“

„Nein, o nein,“ sagte Wawra und wollte sich entfernen.

Geneviève machte jene unbeschreibliche kleine Handbewegung der Aristokraten, die den Lakaien wie das Anziehen eines Zügels berührt. „Ist er vielleicht bei Mademoiselle Wanda?“ fragte sie mit einem plötzlichen Gedanken und musterte das breite, rothe, rüthenische, blondumrahmte Gesicht des jungen Burzsen.

Jetzt starrte er sie an und hatte einen Ausweg gefunden. „Nein. Aber — aber Fräulein Wanda hat mich oben angesprochen und hat mir gesagt, ich solle dem gnädigen Grafen sagen, sie erwarte ihn in ihrem Zimmer, sagte er. Ich werde ihm aber natürlich zuerst sagen, Eure Durchlaucht erwarte ihn im Garten.“

Das Gesicht der schönen Frau wurde einen Augenblick scharlachroth. Erstaunen oder Empörung vermischten sich grell darin. Dann gingen sie in eine böse Freude über. Es gibt eine Freude, die entsetzlich ist bei jungen Gemüthern; sie ist wie eine vernichtende, hellprasselnde Feuersbrunst an einem schönen Sommertage.

Sie rief den Bedienten noch einmal auf seine Stelle zurück.

„Höre, Wawra,“ sagte sie, hüte Dich, das zu thun. Ich habe mich anders besonnen. Sag Nichts, daß ich hier oder dort bin. Nichte dem Grafen Philipp nur die Botschaft von Mademoiselle Wanda aus. Hörsst Du?“

Wawra hörte und verstand und ging den Gang rechts entlang. Geneviève blieb einen Augenblick mitten in dem breiten, vom Fenster zurückgeworfenen Sonnenstrahle stehen. Mitten in dem lachenden Lichtergold mit einer bösen Freude im Herzen! Sie konnte sich an diesem schönen Tage Wanda verrathen, vertrieben, freundslos denken, und sie konnte mit dazu arbeiten und sinnen, daß es geschehe. Solche Gedanken bewegten ihr das Herz, und dabei blieb ihr Gesicht gleich schön, gleich lächelnd, ihre Händchen blieben gleich durchsichtig und weiß, und kein Schatten fiel aus der Seele auf den Körper!

Sie blieb eine Weile stehen, bis Wawra verschwunden war, und lief dann rasch, leicht, ihr rauschendes Kleid ein wenig schürzend, den Weg zurück, den sie gekommen war, und in die Zimmer ihrer Mutter. Sie selber war erstaunt über das, was sie gehört hatte, sie vermochte sich's nicht zu erklären, aber die Genugthuung überflügelte das Erstaunen.

„Wir haben gewonnen, mit Gottes Hilfe, Maman, und Alles ist am Ende, wenn Onkel Thaddeus nur einen Funken Ehrgefühl im Leibe hat. Ich bleibe eine Minute länger in einem Hause mit dieser Person. Sie muß fort, oder wir. Also sie! Die Wahl kann Onkel Thaddeus nicht schwer sein.“

„Aber so sag' mir doch erst... Was gibt's? Hast Du ein Billet ertrappt...?“

„O ärger, tausendmal ärger, Maman. Wanda hat drüben Philipp bitten lassen, zu ihr — zu ihr zu kommen!“

Frau Zakreszanka selbst starrte ihre Tochter sprachlos an. Nicht vielleicht so sehr aus Entrüstung, denn die kleine gelbe Patriotin hatte starke Nerven. Aber vielleicht mehr aus Erstaunen über die unverzeihliche Unvorsichtigkeit des Mädchens. Das hatte auch sie nicht erwartet. Die beiden Frauen schauten einander einen Augenblick mit großen Augen und einem schrecklichen Lächeln um die Lippen an.

„Wir gehen zu Onkel Thaddeus?“ sagte Geneviève dann kurz.

„Ja. Du gehst mit mir,“ sagte Frau Zakreszanka ebenso.

Und wie sie waren, gingen sie zu Graf Thaddeus hinüber. Eine Wolke lag über der Sonne und ernüchterte alle Gegenstände.

Der Diener öffnete ihnen die Thür; sie fanden den armen alten Gelähmten über dem Gzas dämmern. Frau Zakreszanka stürzte sich auf ihn zu, gefolgt von Geneviève, und erhob ein Zetergeschrei. Sie klagte Wanda auf das rücksichtsloseste an und empörte sich in tragischen Ausrufen über die Schmach des Hauses. Der Greis starrte todtensfarb auf. Es schien jetzt, als sei alles Leben aus dem stets halbtodten Körper entflohen. Einen Augenblick erschrafen selbst die beiden Frauen, und eine entsetzliche Furcht flog der alten Gräfin jäh und blutroth zu Kopfe: sie habe ihren Bruder ermordet. Aber dann lief ein leises Vibriren über den Körper des Greises, und Etwas von der alten längstverlorenen Energie und Kraft früher willensstarker Jahre schien in diesem menschlichen Grabe zu erwachen. Er richtete seine wasserhellen, blutunterlaufenen, in diesem weißen Gesichte so schrecklichen Augen auf seine Schwester und sagte mit zusammengezogenen Augenbrauen und spröder Stimme: „Was ist's?“ Und versuchte sich matt aufzurichten.

„Wanda hat eine Liaison mit Philipp,“ sagte sie. Und Geneviève sagte sie am Arme und stützte ängstlich: „Maman, il souffre!“ — Aber Frau Zakreszanka schüttelte sie ab.

„Sie haben entzweies,“ sagte sie hinzu. Du mußt Ordnung machen, Thaddeus. Ich habe Dir immer gesagt, daß sie eine Intrigant, eine Erbschleicherin ist — und jetzt auch das noch!“

Graf Thaddeus schaute seine Schwester noch immer mit demselben Blicke an. Es war ein schrecklicher Blick, in dem sich das ganze gelähmte Leben des Mannes concentrirte durch eine furchtbare Spannung. Und die harte, spröde Stimme sagte die unglaublichen Worte: „Du bist eine infame Lügnerin, Walerya.“

Frau Zakreszanka wurde gar nicht wüthend. Sie lachte nur auf. „Nun, kommst Du mit?“ sagte sie. Die Lügner und Verleumder haben nie Beweise. Mademoiselle Wanda hat ihren soupirant soeben rufen lassen. Komm. Sieh. Und dann bist Du mir und Geneviève die Genugthuung schuldig, dieses Wesen zu entfernen. Nimm Deinen Onkel am Arme, Genia.“

Der Greis mit dem starren, wahn sinnigen Blicke versuchte noch ein letztes, wahn sinniges Wort, wie der Schiffbrüchige die Hand nach der tiefsten dunklen Wolke ausstreckt: „Du hast sie ja lieb gehabt, Walerya,“ sagte er schneidend.

Frau Zakreszanka lachte wieder auf mit ihrem gläsernen Lachen.

„Ich habe sie so lieb, wie sie Dich lieb hatte!“ sagte sie.

Jetzt stand der Greis jäh zwischen ihnen, und sie hielten ihre Hände unter seinen Armen. Er hatte ein schreckliches Gesicht — war es Schmerz oder Zorn, was es so grauam verzerrte? „Kommt,“ sagte er. Dann erstarb ihm die Stimme. —

IX.

Die Wolke stand noch immer über der Sonne, und ein nüchternes, kaltes Licht lag um alle Gegenstände in dem Zimmer Wanda's.

Es war ein großes, ungemeinliches, mit kaltem Comfort ausgestattetes Zimmer, das so trozig und verschlossen aussah wie seine Herrin. Keine milde, freundliche, warmherzige Anordnung, keine vergessene Kleinigkeit, kein Strauß, der in einer Vase welkte, kein Bildchen einer lieben Person, das über dem Arbeitstischchen gehangen hätte, kein offener, oftgelesener Brief, kein Buch, das ein Interesse am Leben oder am Träumen verrieth. Eine Kasse würde hier nie geschnürt haben, und ein Vogel nie gesungen. Aber weder Käschen, noch Vogel waren da. Es war ein Zimmer, dessen Be-

wohnerin in demselben lebte und webte wie ein Schatten, der keine Spur zurückläßt.

Das Zimmer war grün tapeziert und hatte dunkelbraune Möbel. Die beiden Fenster führten in eine schwarzschattige, von hohen Bäumen umdunkelte Stelle im Parke, daß kaum ein Stückchen Himmel sichtbar wurde, wenn man hinausschaute.

Und hier standen Wanda und Graf Philipp einander gegenüber. Sie stand am Fenster, die Arme herabgehängt und die Hände ineinander gelegt, aufrecht, in ihrem hohen, einfarbigen, dunkeln Kleide, das Zimmer noch mehr verfinsterte, als die hohen Bäume draußen und die Wolke über der Sonne. Sie hatte dem Grafen einen Platz angeboten, und er stand mit einer Hand auf einem Sessel gefügt: „Sie haben mir erlaubt zu kommen, Wanda, sagte er mit froher und erster Stimme. Sie, die mir immer ausgewichen ist, Sie wollen mit mir sprechen? Sie fliehen mich also nicht mehr?“

„Das heißt, ich habe Sie sogar bitten lassen, zu mir zu kommen, Herr Graf, sagte sie mit ihrem gewöhnlichen steinernen, unruhigen Gesicht. Denn ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen, und Wichtiges von Ihnen zu bitten.“

Sie schwieg. „Zu bitten! sagte er froh. Sie wollen mir diese Freude machen, Wanda? Sie wissen, daß ich Sie gebeten habe, mir zu erlauben, daß ich Sie schätze, Ihnen helfe und Ihnen diene, wo ich kann, um gut zu machen eine lange böse Kinderzeit, und um Ihr Herz sanft zu machen gegen mich, und meine eigenen Gedanken fröhlicher und heller. Sie wollen etwas bitten! O ich, ich danke Ihnen schon für diesen Willen, Wanda!“

Ihr Gesicht veränderte sich um keinen Zug. Auch über ihr schien eine Wolke zu liegen, die ihr Inneres verdunkelte und keinen Sonnenstrahl aus diesen Augen, kein sanftes Licht aus diesen Zügen brechen ließ. Sie stand da, die Hände herabgehängt und in einander gelegt. „So hören Sie, Herr Graf, sagte sie mit fester Stimme. Wir sind einander immer fern geblieben, geschieden durch eine unüberwindliche Mauer von Abneigung und Vorurtheil und Rangunterschied. In der letzten Zeit nun hat es einen Augenblick gegeben, wo ich bemerkt habe, daß Sie, Herr Graf, ihrerseits diese Abneigung und dieses Vorurtheil aufgegeben haben und durch Freundlichkeit mir Freude machen wollten. Sobald ich das bemerkt hatte, bin ich Ihnen aus dem Wege gegangen, aus einem Grunde, den ich Ihnen nicht gut sagen kann. Zuletzt aber, als wir uns während des Wetters trafen, da sind Sie mir näher getreten, als jemals zuvor. Sie haben sich auf eine gleiche Stufe mit mir gestellt und haben mir wie ein liebevoller Freund Ihre Hand gereicht. Von diesem Augenblick an stand es fest bei mir, daß ein ferneres Zusammenleben zwischen uns in Einem Hause unerträglich, unmöglich sei. Sie werden um das Warum fragen, nach dem Grunde dieser Unmöglichkeit und meines vielleicht seltsamen Benehmens. Aber vielleicht sind Sie großmüthig genug, mir die Antwort zu erlassen und sich genügen an der Versicherung, daß keine Einbildung und keine Grimasse mich so sprechen und handeln läßt. Sie haben vielleicht in alten Sagen gelesen, daß Jemand etwas Unbegreifliches that und zwischen den gewöhnlichen Menschen lebte und zur Verbindung seines Daseins machte, daß Niemand ihn befrage — das Wesen, das ihm am nächsten stand, am wenigsten; er forderte, daß man ihm vertraue und ihn nie zum Sprechen zwingen, sonst müßte er verschwinden auf immerwiederkehr. Denken Sie, das sei so ein Fall, fragen Sie nicht und gewähren Sie mir eine Bitte: Gehen Sie fort von hier. Ich weiß, wie seltsam diese Bitte klingt, wie unerhört, wie unverkämmt sogar. Denn Sie gehören hierher, und ich nicht. Sie sind hier in Ihrer Familie, und ich bin nur ein Eindringling. Wenn also Einer von uns Beiden gehen soll, so müßte ich es sein, wie es scheint. Und doch ist das unmöglich. Ich schwöre Ihnen, daß keine Selbstsucht dahinter verborgen ist, und daß ich heute noch das Schloß verlasse, gern, wenn es möglich wäre. Aber eine Pflicht, ein Muß, eine unbeflegliche Fesseln halten mich hier. Ich kann nicht fort. Und doch können wir Beide nicht mehr unter demselben Dache leben. Es soll, es darf nicht sein. Und Sie sind ja sonst nie dagewesen, seit Sie Knabe waren. Sie haben in fremden Ländern gelebt, und Sie haben ein eigenes schönes Schloß und eine eigene Heimath. Sie haben versprochen, großmüthig und gut und edel zu sein mit mir. Seien Sie es. Gehen Sie in ihr Heim oder in die Welt zurück. Keine Neigung, keine innigen Bande halten Sie ja an das Haus... es ist Ihnen gleich, wo Sie weltverachtend leben. Ziehen Sie also fort, Herr Graf, um Ihres Versprechens willen!“

Sie hatte die letzten Worte drängend, schneller gesprochen, aber ihr Gesicht war unverändert ernst und kalt geblieben dabei.

Er hatte sie erstaunt angesehen und war an dem Sessel vorüber ihr einen Schritt näher getreten, und ein Gefühl ohne Namen sprach sich in seinen schönen, lebendigen, wehmüthig erstaunten Zügen aus.

„Ich soll fort. Sie weisen mich fort! sagte er innig, langsam. Wir können nicht unter Einem Dache wohnen! Warum nicht, Wanda, warum nicht? Sagen Sie!“

„Sie fragen doch!“ rief sie mit gepreßtem Athem und zusammengepressten Augenbrauen, und schloß dann ihre Lippen fest aneinander und legte die Hand wie müthlos über die Augen.

„Ja, ich frage. Ich werde gehen, Wanda, ich werde Ihnen aus dem Wege gehen. Aber so ebel bin ich nicht, blind zu gehen; nicht aus Mißtrauen, nicht aus Troß, sondern weil Sie selbst sich irren können, weil ich Sie schätze, Ihnen raten möchte, und weil Sie vielleicht schlecht beraten sind, wenn Sie meinen, wir müßten uns trennen. Das Herz des besten Weibes, Wanda, ist nicht unfehlbar. Wir dürfen nicht unter Einem Dache leben? Warum nicht? Weil ich Sie liebe?“

Sie schenkte die letzten Worte mit der Hand fort, als könne sie ihren Klang aus der Luft fischen. „Ihr Schatten stört mich!“ sagte sie dringend, wie ängstlich.

„Sie haßen mich also wirklich. Noch immer! Ja, Wanda?“

„Haßen! rief sie mit ihrer harten Stimme, die gegen sich selber grausam zu kämpfen schien. Mein Gott, Sie sind erbarungslos. So hören Sie mich denn: Ich darf Sie nicht sehen, nicht um mich fühlen, weil — weil Sie freundlich und gut geworden sind, Herr Graf, und weil Sie mein ganzes Leben, meine ganze Seele verfeinern würden, verweichlichen, rühren. Sehen Sie hier um sich! Dieses Zimmer, diese Mauern, dieses Heim — es ist so faß, so leer, wie es mir im Herzen ist und sein muß. Seit ich ein Kind war, lebe ich für mich allein und für meine Pflicht. Keine Menschtheilnahme hat mich verwöhnt, und kein freundlicher Schmutz des Gemüthes, des Sommers, der Erinnerung oder der Phantasie durfte mich verwöhnen, wenn ich nicht namenlos unglücklich sein wollte. So habe ich mich selber erzogen, und so muß es bleiben. So einsam. Ich liebe die Blumen nicht in meinem Zimmer, denn ich habe nie meiner Liebe für sie Raum gegeben und mir meine einsamen Abendstunden mit ihrer Gesellschaft farbenbunt und freundlich gemacht. Ich haße die Musik; ich habe ihren Klängen nie erlaubt, zu mir zu sprechen mit sanfter, verhöhnender, besorgter oder mürbenschilbender Menschenstimme. — Nicht weil ich kalt bin, sondern weil ich das Gefühl, die Sehnsucht, das Verlangen nicht wecken wollte in mir nach der Liebe, den Freuden, den Menschen oder dem Glück. Ich bin ja auch nur ein armes Geschöpf mit einem finsternen

Herzen gewesen, und wenn ich Andere gehätselt sah, wollte ich's auch sein, wenn ich Andere froh sah, war' ich's auch gern gewesen — aber man ließ mir's nicht zu, und darwäre ich trotzig und wies es später, wo sich's mir bot, von mir — denn ich hatte bald meine Pflicht, meine Mission erkannt. Ich mußte nützen, um zu leben. Ich mußte geben, ohne zu nehmen. Und um das zu ertragen, mußte ich lernen, Nichts zu begehren. Ich dachte mir die Menschen alle noch schlechter, härter, als sie waren, um sie zu haßen; die Welt trüber, trostloser, um sie nicht zu verlangen. Und da ich wußte, daß Musik, Blumen, Sommerfreuden, Märchen und Phantasien unser Herz weich machen und uns den Menschen näher rücken im Geben und Nehmen, so habe ich mir das Herz in der Hungerkur ruhig und so glücklich gemacht, als es möglich war. Und ich muß so bleiben, wenn ich so ruhig bleiben will wie ich bin: Nichts begehrend, weil ich Alles mißachte als Tand und Firtelanz. O, lassen Sie mich so, Herr Graf! Ich brauche das, um mein Leben zu leben, welches unänderbar vor mir liegt!... Denn als Sie neu zu mir sprachen mit dem Tone des Wohlwollens, da war mir das, als nehme ich schwach und kindisch Hände voll Blumen auf, oder als folgten meine Gedanken matt und willensschwach den Fluthen der Töne, und als wollte sich die Welt um mich ändern. Ich will nicht, daß die Menschen gut sind mit mir — außer in einem! Ich will nicht, daß Ihr mir Liebe zeigt, und daß mir die Blumen duften, und die Töne zu mir sprechen, und die Welt mir schön erscheine, damit ich kein Glück verlange. Und darum, Herr Graf, gehen Sie — gehen Sie, da ich bleiben muß, und lassen Sie mir meinen Sinn so eingeferret, ohne daß er es ahnen möge, wie blau der Himmel außerhalb sei.“

Er trat jetzt einen raschen Schritt auf sie zu, aber er konnte ihre Hand nicht fassen, denn sie trat jäh bis knapp ans Fenster zurück, und sie zeichnete sich jetzt dunkel von den dunklen Bäumen draußen ab. „O, und warum denn Kerkermauern um Ihr Gemüth und Ihre Seele, Wanda? sagte er. Warum wollen Sie nicht Ihr Auge erheben und sich freuen an der Welt und an der Liebe, die Ihnen werden muß überall, überall außer diesem selbstfüchtigen Hause? Wanda, Wanda, hören Sie mich, ich liebe Sie...“

„Herr Graf Rutnicki, schweigen Sie, ich beschwöre Sie, ich befehle es Ihnen!“

„Und mit welchem Rechte wollen Sie meinem Herzen das Schweigen gebieten, wie Sie es dem Ihrigen thun? rief er mit stolzer Härlichkeit. Ich liebe Sie, ja, aber nicht nur als Verwandter, als Bruder, sondern tiefer, inniger...“

„Halten Sie ein!“

„Inniger, mit aller Macht meiner Seele. Sie haben Dich häßlich genannt, wie Du, ein trotziges Kind, mit dem zornverzogenen Gesicht da standest zwischen uns; aber als ich dieses zornverzogene, noch immer so trotziges Gesicht wieder sah, da fühlte ich, daß es schöner sei, als das aller andern Frauen. O, ich müßte Dir das voraus sagen, Wanda, denn Ihr närrischen, eiteln Weiber glaubt doch nie an unsere Liebe, wenn wir nicht zuerst eure Schönheit als Grund angeben. Aber dann liebe ich Dich noch wegen hundert anderer Sachen, keines Ding! Wie ein verschlossenes Räthsel tratest Du mir entgegen, und ich wollte es mit Schmeicheln oder Bieren oder Hochmuth öffnen; aber umsonst. Es blieb sich immer gleich, immer! Da fühlte ich, daß Du eins jener Frauenräthsel seist, die nur die Liebe lösen kann, und ich gab mich der Liebe hin — willenlos — und siehe da, mit dem ersten Bewußtsein, daß ich Dich liebe, hatte ich Dich auch gelöst, kleine Sphinx, und klar und hell lag Dein Inneres, dein armes, übersehene, zorniges Innere vor mir. Und von diesem Augenblick an wußte ich auch, daß Du mein werden müßtest — unwiderstehlich. Denn ich habe noch nicht geliebt vor Dir, siehst Du, und würde es nach Dir nicht mehr können; denn wenn ich Dich verlöre, würde ich Dich so haßen, daß mir kein Raum mehr bliebe für ein anderes Gefühl. Und drum muß Du mein werden. O, ich würde vielleicht nicht sterben, und ich würde mich nicht tödten, wenn Du mir verloren wärst, aber ich würde unglücklich werden und freudlos, freudlos, lieblos und verent in elenden Vergessenheitstäumen an der Seite einer ungeliebten Frau an Leib und Seele verkrüppeln. Und das darfst Du nicht dulden, Wanda! Du hast ja gesagt, Deine Mission sei es, zu geben, zu beglücken, für Andere zu leben. Nun denn, hier hier Deine Pflicht, sieh einen Bettler an Deiner Thür und nimm die Blumen, die er Dir bringt, um der Gabe willen, die er von Dir bedarf! Ich liebe Dich, Wanda, werde mein Weib.“

Wach und regungslos wie eine Statue stand sie an den Fensterrahmen gelehnt. Ein schreckliches Stillsitzen aus diesen hoffnungslosen Augen und diesen hergesehlossenen Lippen. Wie er schwieg, schloß sie langsam die Augen und öffnete sie wieder, als sei sie in ein tiefes Meer gesunken und wieder aufgetaucht. Dann legte sie die Hände auf ihre Brust, und wieder kam jene entsetzliche, hoffnungslose Ruhe des Todes über sie, die selbst ihre Stimme zu sprödem Stein zu erstarren schien. Und diese Stimme sagte: „So muß es denn sein, es muß sein, da Nichts Sie entfernen kann! Herr Graf, wenn Sie ein Ehrenmann und ein Edelmann sind, so werden Sie dieses Zimmer verlassen nach dem, was ich Ihnen sagen werde. Sie werden dies Zimmer verlassen und morgen dieses Haus, und nie wieder in meinen Weg treten. Sie werden es thun um Ihrer Pflicht gegen Ihre Ehre willen, um des Erbarmens willen, das Sie mit einem armen Weibe haben werden. Ich schwöre Ihnen hier, daß ich nicht Ihre Gattin werden kann, daß es eine Sünde, ein Verbrechen ist, wenn ich Sie ansehe mit sanfterem Blicke, oder wenn Ihr Blick liebend auf mir ruht. Fragen Sie nicht mehr um den Grund, um mein Geheimniß, das nicht mir allein gehört, und lassen Sie sich an meinem Schwur genügen. Ich kann niemals Ihre Gattin werden, und — ich liebe Sie auch, Philipp. Nun leben Sie wohl. Für immer.“

Sie sank zu Boden. Er sprang auf sie zu und wollte sie auffangen. Aber es war nicht nötig. Sie raffte sich selber mit einer grenzenlosen Anstrengung wieder jäh in die Höhe und wies mit starrer weißer Hand nach der Thür. Aber von dort her klang jetzt eine Stimme, die sie Beide von einander riß.

„Philipp, was hast Du mit Wanda?“ sagte Graf Thaddeus mit schriller Stimme, wie er, von den beiden Frauen gefügt, auf der Schwelle stand.

X.

Wanda machte eine jähe, rasche, fliegende Bewegung von zwei, drei Schritten nach dem Gehege hin, wie um sich zu seinen Füßen zu werfen. Aber wie sie sank, schaute sie auf die beiden Frauen, schaute auf Graf Philipp zurück und dann in das Gesicht des Grafen — und sie blieb stehen, groß, stolz, und ein reicherartiger klarer Blick wie ein zertheilter Himmel öffnete sich in ihrem Auge, und ein Lächeln leuchtete sich um ihren Mund. Sie schlang ihren Arm um den Greis, und der ruhte gleichsam darin und schaute sie an.

„Wanda!“ sagte er fast unhörbar, und seine zusammengezogenen weißen Brauen beschatteten zwei Augen, die gleichsam in sie hinflogen.

„Onkel Thaddeus!“ erwiderte sie hell, und er ruhte noch immer in ihrem Arm. Und es war eine namenlose Freude, die über

sein armes altes Gesicht dümmerte und sich dort festsetzte. Die Beiden hatten einander verstanden.

Und wie anders wandte sich jetzt der Greis zu seinem Neffen: „Was hast Du mit Wanda, Philipp?“ Als er zum ersten Male diese Frage stellte, war es wie eine Frage, die ein Verbrechen enthüllen sollte. Jetzt war es wie eine Freundes-Aufforderung: Recht fertigt Euch doch vor diesen beiden dummen Frauen.

„Was ich mit ihr habe, Onkel? sagte jetzt Philipp kräftig, voll, ausbrechend: daß ich sie liebe, Onkel, liebe aus voller Seele, wirklich, echt, verstehst Du?“

Frau Zafreszanka erholte sich jetzt. Sie nickte ihrem Bruder zu. „Nun, Du siehst, eine Liaison,“ zischte sie leise, beinahe unhörbar, wie sie mit verkrüppelten Armen klein und dürr da stand. Geneviève lehnte am Thürmantel. Stumm, kalt, schön.

„Nein, keine Liaison! rief Philipp, ohne sich nach ihr zu wenden und doch ganz an ihre Adresse. Keine Liaison, meine Tante. Nur eine Liebe. Ich bin leider nicht der erhörte soupriant Wanda's — was Sie wahrscheinlich bedauern — und wir haben niemals weder Gefühl noch Phrasen mit einander gemacht; aber ich liebe sie und habe ihr eben meine Hand angeboten, die dieses trostlose kleine Ding ausschlug — wirklich ausschlug: ein Fräulein Masterska die Hand eines Grafen Rutnicki auf Philippap, so seltsam es klingt. Sie hat sie ausgeschlagen, wie sie meine Liebe ausschlug, und ohne den Grund anzugeben. Aber jetzt, wo so viele Zeugen gültig genug waren, das Geständniß meiner Liebe und meines Antrags anzuhören, kann sie die Antwort nicht mehr schuldig bleiben. Wanda! fuhr er mit seiner wie Musik klingenden Stimme entschlossen fort, mit der siegenden Männlichkeit, die so unwiderstehlich und zwingend ist: Hier vor Onkel Thaddeus, Tante Valerya Zafreszanka und meiner lieben, gemüthstiefen Geneviève Kurzoff biete ich Ihnen nochmals mein Herz und meine Hand. Sie sagten Nein. Gut. Aber dies Nein müssen Sie jetzt mit einem Grunde erklären, ich habe das unwiderlegliche Recht, dies zu fordern, und die sichere Hoffnung, daß dieser Grund in wichtigen Phantasien Ihres Stolzes oder Ihrer Demuth wurzelt. Warum kann Wanda Masterska nicht meine Gattin werden?“

„Weil Wanda Masterska schon die Gattin des Grafen Thaddeus Rutnicki ist,“ entgegnete der Greis mit ruhiger, erloschener Stimme.

Zwei schrillen Ausrufen folgte eine Todtenstille im Zimmer. Wanda barg ihr Gesicht in den eigenen Armen, wie sie ihren Gatten umfaßt hielt. Dann richtete sie es aber auf, und ihr Blick traf den starren, gläsernen Blick Philipp's wieder mit jener reicherartigen kalten Klarheit. Dann bewegte sie sich mit dem Geiste auf das nächste Fauteuil zu. Der alte Mann sank hinein, und sie blieb über ihn geneigt stehen. Ihre Hand ruhte auf seinem Haupte, und ihr Mund auf seiner weißen, gesuchten Stirn. Es war ein ruhendes Bild. Es war gar nicht, als ob ein altes Frauenherz zwei Schritte davon im entsetzten Borne versteinert und ein junges Frauenherz im grenzenlosesten Staunen hoffnungsvoll aufathme, und ein treues, helles Männerherz sich langsam zusammenschüßte bis zum Vergehen.

Frau Zafreszanka versuchte ihr gläsernes Gelächter aufzuschlagen und sich einzubilden, daß Thaddeus scherze. Aber sie wußte, daß er die Wahrheit sprach, so unglaublich sie auch klang. Geneviève zischte ein athemloses, von grenzenlos staunender Ohnmacht erfülltes: „Voilà que l'oncle devient fou!“ — Aber sie wußte, daß Onkel Thaddeus nicht wahnsinnig sei.

Der Greis sah beinahe aufrecht, und gewiß sah er stolz in der Umarmung seiner Gattin, die todtenblaß war, aber wie verwandelt dabei, und mit der unsäglich Würde der Demuth die Blicke der Anwesenden ertrag und beantwortete. Es war einen Augenblick todtenstill im Zimmer, daß man eine Fliege summen hören konnte. Dann sprach Graf Thaddeus, dem eine ungeheure Anstrengung oder eine ungeheure Aufregung die ganze Majestät manneskräftiger Jahre zurückzugeben schien (um welchen Preis, das fühlte nur er, wie er sich zusammenraffte): „Schwester Valerya, Geneviève Kurzoff, Philipp, hier stelle ich Euch die Gräfin Wanda Rutnicka, meine Gattin vor.“ Graf Philipp verbeugte sich sehr blaß. Die beiden Frauen regten sich nicht. Graf Thaddeus fuhr fort: „Es geschieht erst heute, jetzt, in diesem Augenblicke, weil es mir so gefallen hat, und aus Gründen, die ich Euch jetzt mittheilen werde.“ — Er schloß einen Augenblick, dann fuhr er hastiger, wie eilend fort. „In Paris wurde ich, wie Ihr wißt, von einem Anfall meines Liebes an den Rand des Grabes gebracht. Die Ärzte sagten, ich hätte nur noch Stunden zu leben. In diesem Augenblicke trat das Leben wahrer und concentrirter, als je zuvor, vor meine Seele. Und als die wahrste und dankbarste Neigung der ganzen letzten Jahre erkannte ich Wanda, meine stille Pflegerin, meine trostlose, nimmermüde, verschlossene Verwandte, die von Euch allen mißachtet und übersehen wurde. Das konnte ihr Loos sein nach meinem Tode? Die Verlassenheit und die Armuth. Konnte ich all ihre Liebe und Aufopferung vergelten mit einem Almosen? — Und wenn ich ihr mein Vermögen hinterließ, ihr, die Alles verdient hatte, schon durch die dankbare väterliche Zuneigung, die ich für sie hegte, so hätte Ihr es ihr sicher entzogen. — Ein Testament ist so leicht umgestoßen, und die arme Fremde hat immer Unrecht gegen die reichen Verwandten. Und ich hatte nur noch wenige Stunden zu leben! Es gab nur ein Mittel, den Segen meines Todes auf das einzige Haupt zu häufen, das ihn verdiente: wenn Wanda mein Weib wurde. Sie mußte den Willen eines Sterbenden erfüllen. Und so wurden wir vermählt. Gott weiß, daß Wanda's Glück, Wanda's Sicherheit, Wanda's Heil mit dieser Handlung begründet werden sollte. Aber es kam anders. Es wurde ihr eine Kette.“

Wanda machte eine Bewegung. Graf Thaddeus drückte ihr liebevoll die Hand, daß sie schweigen möge. „Denn ich genas. In den letzten Stunden kam ein Arzt, ein alter Arzt, den dieselbe Krankheit verzehrte wie mich, und der sich durch das Parforcemittel eines innerlich angewandten Giftes am Leben erhielt für seine Kranken. Er unternahm meine Erhaltung; ich dachte, es sei das ein vergebliches Bemühen, und ließ ihn gewähren, und — ich starb nicht.“

In dem Augenblicke, wo ich mich wieder mit Hilfe einer Krücke vom Krankenbette erhob, hatte sich auch das ganze Leben geändert. Wie seltsam stand ich meiner Gattin gegenüber. Ich, ein wandelnder Leichnam, sie ein junges, blühendes Geschöpf, und an mich gefettet, nicht nur durch das Gesetz der Ehe, sondern durch die Pflicht, die ihr eigenes Gewissen ihr nun auferlegte, mich nimmer zu verlassen, für mich mit jedem Athemzuge zu sorgen, nur mir zu leben! — Das hatte sie erkaufte und gewonnen!

Als wir zurückkehrten, verabredeten wir, daß noch Niemand von Euch allen den Umstand unserer Verheirathung erfahren solle. Wir begegneten uns da in unseren Wünschen. Ich schämte mich der Blicke, des Lächelns, der ungehörten Worte, die ich auf allen Gesichtern, auf allen Lippen fühlen würde, wenn man das junge Geschöpf an der Seite des siebzighjährigen Krüppels sehen würde, der nicht einmal ohne Hilfe gehen konnte. Es war eine falsche Scham vielleicht, aber es war eine so tiefe, stolze Scham, daß ich sie nicht beherzigen konnte. Und Wanda ekelte sich vor dem Gescheir, das Ihr erheben würdet, da Euch mein ganzes Vermögen entzogen

war, und vor den lebenswichtigen falschen Grimassen, mit denen ihr sie dann endlich nach dem ersten Sturme umgeben würdet. „Sie werden mich zuerst beschimpfen und verfluchen, und dann werden sie sich unserer Verwandtschaft erinnern und mich acceptiren und mich mit Gift auf den Lippen küssen, sagte sie. Oufel Thabbeus, laß mich lieber die alte Wanda bleiben vor der Welt.“ Und so verabredeten wir's, und so sollte es bleiben bis zu meinem Tode.“

Jetzt fiel ihm Wanda ins Wort, und sie warf ihre Rede gleichsam den Frauen zu Füßen: „Und dann wollte ich Euch hingeben, um was ihr mich beneiden konntet, und was ich nie verlangt hatte — das Geld!“

„Ja, das hättest Du gethan! sagte Graf Thabbeus und schaute groß zu ihr auf. Aber da hatte ich vorgesorgt durch den Ehecontract. Das hättest Du gethan, ich weiß es, denn was ist Dir das Geld, armes Kind? Du brauchtest ja nur Glück!...“

„Oufel Thabbeus!“ sagte seine Gattin traurig.

„So. Jetzt wißt Ihr Alles. Ich hoffe, daß Ihr — Du Schwester Valerya, und Du, ma niece, es nicht mehr unternehmen werdet, mir die Gräfin Wanda Rutnicka als die Geliebte Philipp's vorzureden, da ich ihrer Ehre und seinem Worte vertraue. — Wanda, Philipp, jetzt kommt, führt mich in mein Zimmer. Ich bin müd — so müd. Sie hatten mich so ins Herz getroffen!...“

Ein trauriger, trüber Abend brach herein. Es gibt Abende, wo das hoffnungsvollste und jüngste Herz mitten in seiner Familie ein Bangen fühlt, ein unstillbares, und eine Angst vor dem Himmel, der so lichtlos und schwer der Nacht vorausgeht. Es ist da, als müßte irgendwo auf der Erde etwas groß Trauriges geschehen, das alle liebevollen verwandten Staubfäden der Natur trübt.

Auch über dem Schlosse lag es schwer und still. Die Herrschaften waren alle in ihren Zimmern eingeschlossen. Und die Bedienten sind wie ein Schattenriß der Herrschaft und werden mit dieser still oder laut.

Und an diesem Abende lag Graf Thabbeus in seinem Bette, schrecklich verfallen und geändert seit Stunden. Seine rutilanten kleinen Hände, die auf der dunkelviolettten Decke lagen, waren wie von Wachs. Der letzte, nicht goldige, sondern bläulichweiße Schein des Tages begrenzte den Horizont und bläute alle Gegenstände des Gemaches mehr an, als er sie verbunkelte.

Die Gräfin Wanda Rutnicka saß neben dem Bette, und ihre Hand lag um das Haupt des Sterbensmatten.

„Wanda.“

„Thabbeus?“

„Du liebst Philipp, wie er Dich liebt. Nicht wahr?“

„Nein,“ sagte sie hastig, hart, und doch so zärtlich liebevoll.

„Wanda. Hast Du in mir einen Gatten oder einen Vater? Ich will Wahrheit. Ich will, daß Du mich froh machst in dieser Stunde. Wenn ich Dich ohne Liebe weiß, weiß ich Dich unglücklich. Wenn Du liebst, wird mein Herz leicht und ruhig. Sage mir, Wanda, liebst Du Philipp?“

Sie sagte Nichts. Sie senkte nur ihr Haupt auf seine Hand herab und fing an bitterlich zu weinen. Sie hatte nie geweint, seit sie ein ganz kleines Kind gewesen.

Es verging eine Viertelstunde und die zweite. Die beiden Gatten sprachen noch viel mit einander. Dann läutete die Gräfin Rutnicka nach Licht. Ehe der Bediente es brachte, sagte Graf Thabbeus: „So. Und jetzt gehe und ruhe, Wanda. Du hast heute härter gekämpft, als jeit langer, langer Zeit. Geh und ruhe, und morgen wird Alles hell und fröhlich sein, denn ich fühle mich besser.“

„Und Du wirst leben!“ Sie sagte das mit vollem Herzen.

„Ja.“

„Denn ich liebe Dich mehr, als das Glück, Thabbeus, sagte sie groß und echt. Gott sei's gekant, ich fühle das. Philipp wäre das Glück, aber Du bist mir Alles, Alles.“ Er schaute sie an und lächelte.

Sie entfernte sich und Zendrey brachte die Lichter. Und Graf Thabbeus sagte, er brauche jetzt Nichts, Zendrey solle ins Vorzimmer gehen.

Und so blieb er allein mit den flackernden blassen Lichtern, die auf den dunklen Stoffen traurig spielten.

Graf Thabbeus war einst ein feuriger, schöner, stolzer Cavalier gewesen. Er hatte die Welt geliebt, dann das Vaterland und dann das Schöne. Dann hatte ihn ein Schlaganfall halb gelähmt. Er war verzweifelt, er war gottlos, er war kindisch-kleinmüthig, und dann war er ergeben und fromm geworden, und endlich grabesruhig. Die Welt lag ihm nur noch in dem leichteren und schwereren Athemholen, in der Wärme und Kälte, in der Erinnerung und in der größeren oder geringeren liebevollen Pflege, die er scharf unterschied. Ein still gependetes Glattschneisen seiner Rissen erwärmte sein Herz mehr, als die größte bezahlte Dienstreue. So war er zum Greise eingekrummt und siechte Tag für Tag dem Grabe entgegen. Nur die dankbare Liebe für Wanda war in seinem Herzen wie ein Sonnenstrahl, der in eine ärmliche Kellerwohnung fällt.

Heute aber hatte er viele, viele Jahre zurückgelegt. Alles war in dem hindämmenden Greise erwacht mit neuer, starker, gefährlicher Kraft, wie oft im Sterben das ganze Leben sich der scheiden- den Seele vergegenwärtigt. Er hatte heute in dem letzten Kampfe seines Lebens Alles wiedergefunden: die Ritterlichkeit, die Eifersucht, das Vertrauen, den Edelmut, die Würde, die Kraft, den Willen und die Selbstlosigkeit. Wie hätte er Wanda geliebt als Jüngling!...

Und jetzt lag er da in seinen Rissen, einig mit sich selber und mit der Welt und dem Leben. Und die wilden Wogen herbüßten sich wieder, und nur wie eine matte Wölfe flog der Gedanke unter dem schweren verbunkelten Abendhimmel hin: „Unnütz geworden. Das Leben vollbracht. Und noch leben.“

Es gibt stille Heldenthaten, die stündlich um uns geschehen, und tragische Augenblicke, die stündlich um uns durchlebt werden, ohne daß ein anderes Menschenherz sie ahnt, oder ein Schatten auf den sonnigen Weg der übrigen Menschen fällt.

Und Graf Thabbeus erhob sich halb aus seinen Rissen und griff nach dem Arzneikästchen, das auf dem Gueidon neben ihm stand. Er öffnete es und nahm sieben, acht kleine gefaltete Papiere heraus.

Nach in derselben Nacht hatte Graf Thabbeus einen heftigen Anfall seines Uebels. Zendrey öffnete das Arzneikästchen, das die einzige Medicin seines Herrn enthielt. Es war leer. Eine jähe Angst erfaßte den Diener. Er klingelte das ganze Schloß zusammen.

Am nächsten Morgen war Graf Thabbeus todt. —

XI.

Jetzt ist Wanda die Gattin des Grafen Philipp Rutnicka.

Am Hochzeitsstage schlang sie ihren Arm um ihren Gatten und sagte: „Gott verzeihe mir, Philipp, aber ich glaube, ich habe Dich mein Lebenlang geliebt. Als ich noch klein war, und Du mich

quältest, da habe ich Dich nie verklagt! Ihr habt das für Stolz gehalten. Und da ich fühlte, daß Du mich verachtetest, so fand mein junges Herz darin den Trost, unbeachtet und verschlossen zu bleiben — und dieser Trost war schon meine Liebe zu Dir. Aber ich wußte das erst, als Du mir das erste Mal sagtest, daß Du mich lieb habest.“

Frau Zafresanka ist mit Wanda Rutnicka verlobt und ist ihre zärtliche Tante, und Genevieve Kurzoff ist ihre zärtliche Cousine. Wanda liebt ihre Gesellschaft nicht, aber sie sind nicht loszubringen. Sie sind im Sommer auf Bajta Rutnicka oder Philippac bei ihr, und im Winter fliegen sie ihr nach Paris nach und machen dort die Saison mit ihr durch. „Denn Wanda muß als junge Frau eine mütterliche Freundin haben,“ sagt Frau Zafresanka, die sich in einer thürnenreichen Scene mit ihrem Neffen als in ihren Verhältnissen gänzlich ruinirt bekannt hat. Und Genevieve hat noch immer keinen zweiten Gatten und nur Schulden.

Aber es gibt doch Wochen und Tage, wo Wanda und Philipp allein leben können. Und sie sind glücklich. Wanda begann jetzt erst ihr Leben. Ein Leben, das ihr jung, neu und hell in Blumen, Tönen und Liebe aufging. Es büffete um sie wie Maiglöckchen und Kleebergelb. Und wie schön wird sie jetzt, wo ihre Seele aufblüht, und ihr liebes Gesicht befreit ist von den bösen Spinnweben des Trostes und des ewigen Kampfes der Entfugung und des Stolzes. Sie hatte ihr Leben einer uneigennütigen Pflicht geopfert und am Ende dieser kurzen Bahn das Glück gefunden. Der Himmel bleibt der Selbstlosigkeit nie ein Schuldner. [2387]

C n d e.

Aus dem Leben berühmter Prestidigitateurs.

Die deutsche Bezeichnung für diese nicht selten psychologisch und physiologisch merkwürdige Art von Künstlern ist ärmlich und herabwürdigend. In der That erinnert: Taschenspieler etwas an Taschendieb und wirft einen Schatten auf diese ganze Classe, die, besonders seit etwa einem Jahrhundert, eine ganz erstaunliche Summe von specifischer Geistesbegabung aufzuweisen hat. Die Taschenspieler theilten das Schicksal der Schauspieler. Während sie vor hundert Jahren verachtet, selbst nach dem Tode vom gemeinamen Gottesacker verwiesen waren, nehmen Personen aus diesen beiden Classen in neuester Zeit, bei wirklich genialer Befähigung, eine glänzende Stellung in der Gesellschaft ein.

Ein Taschenspieler — Autor! Auch eine Erscheinung des 19ten Jahrhunderts. Die kürzlich erschienene Selbstbiographie von Robert Houdin ist ein anmuthig geschriebenes und lehrreiches Buch. Man hat einen Einblick in das geniale Treiben eines Künstlers, der all seinen Scharfsinn aufbietet, um den Scharfsinn Aller zur Verwirrung zu bringen! Man erfährt, wie die französische Regierung diese Branche des Wissens, die natürliche Magie, zur Demüthigung wilder arabischer Volksstämme flug anzuwenden wußte; man lernt endlich, durch Aufdeckung vieler Arten von Kartenverfälschungen, Vorsicht fürs Leben, besonders für das Leben in Bädern, wo es von Indusierritten wimmelt. Unsere Leserinnen, die etwa selbst das Kartenspiel lieben und üben, werden diesen Theil unserer Mittheilungen gewiß zu beherzigen wissen.

Nur loben können wir es, daß der Verfasser seine schönsten Erfindungen nicht aufklärt. Jeder Reiz hört mit Lösung des Räthfels auf, und warum sollen sich nicht auch künftige Generationen wundern dürfen? Ist doch die Liebe zum Wunder ein Grundelement des Menschengehirns. Wunder ist Poesie, und Poesie ist das Gold, das denbare: Ein wenig Wunder vergolbet eine ganze Welt von Gefühlen! Schiller's Räthfel sind nicht bloß reizend durch ihre vollendete Form und Diction, sondern auch weil sie keine Auflösung haben. Es ist durchaus unrichtig, daß unsere schlagfertigen Blätter auf die schönsten Räthfel in der nächsten Nummer schon die Auflösung folgen lassen. Selbst alte Jahrgänge würden einen Reiz behalten, wenn die Räthfel nicht aufgelöst würden. — Die interessanten Erzählungen Robert Houdin's erinnern uns an manches Aehnliche aus älteren Zeiten, was dazu beitragen könnte, uns zu einer Classification der Professoreu der Magie zu verhelfen. Es gibt Taschenspieler (die französischen Escamoteurs), die hauptsächlich durch Geschwindigkeit wirken. Ihre lange unbegreiflich geliebten und viel Vergnügen gewährenden Darstellungen beruhen auf dem sehr einfachen physiologischen Axiom: daß unser Auge Vorgänge nicht wahrnehmen kann, die in dem dritten Zeittheil einer Secunde sich vollziehen. — Einige der Herren wirken durch sinnreiche Maschinen, Räthfel mit doppelten Wänden z., einige durch Automaten; einige haben eine Menge von Helfershelfern nöthig (compères), einige mystificiren das Publikum und belustigen es durch Verhöhnung irgend eines armen Gimpels. Einige imponiren durch ein langes Zaubergewand und Sinnenreize, Andere ziehen es vor, in einfacher Weise gekleidet zu erscheinen. Die unangenehmsten Künstler sind diejenigen, die wirklich Canarienvögel z. tödten und durch andere lebende Exemplare ersetzt werden. Ein Hühnerhof, wo Geflügel abgeschlachtet wird, ist kein anstündiger Aufenthalt. Bosco gehörte zu dieser grausamen, herzlosen Classe von Escamoteurs, und wir erblicken in dem thatächlichen Verlust seiner Hand, durch eine Pistole während einer seiner blutigen Vorstellungen, eine rächende Nemesis. — Sehr interessant erscheinen uns alle Kunstproductionen, die auf einer noch unbekannten physikalischen oder chemischen Eigenschaft der Dinge beruhen. Viele Künstler haben sich in dieser Hinsicht Verdienste um die Wissenschaft erworben. Houdin z. B. um die Electricitätslehre. Wir meinen auch, daß jeder Universitätsprofessor der Zoologie Vieles lernen könnte bei den Leuten, die sich mit Ablichten von Thieren beschäftigen. Die Kunstleistungen eines abgerichteten Vogels sind nicht so interessant, als der Gang der Erziehung des Thierchens.

Wie überraschend und unbegreiflich erscheint das Kartentuschstück, wo der Künstler wetter, er werde nie eine Figur abheben. Das Stücken beruht auf der Thatfache, daß Bilder rauer sind, als die übrigen Karten; bewegt man nun die Karten etwas in gleitender Weise, so kann man sicher sein, daß man stets nur Karten mit Zahlen — also Ah bis Zehn, aufdecken wird. In den Figuren, die vielfarbig sind, bedecken sich hier und da die Ränder der Farben, und es entstehen dadurch Unebenheiten, welche das Gleiten verhindern.

Der zertrümmerte Wandspiegel.

Vor etwa fünfzehn Jahren gab der Prestidigitateur Herrmann, derselbe, der zuerst das geschickte Werfen der Karten erfunden hatte, eine Vorstellung im Winterpalais zu St. Petersburg. Er stand mit dem Rücken gegen einen ungeheuren eingemauerten Wandspiegel und spielte mit eisernen Kugeln. Plötzlich flog eine aus der Reihe heraus, traf den Spiegel und zertrümmerte ihn, so daß eine Menge

von Rissen aus einem Centralbruch wie Radien nach allen Seiten verliefen. Herrmann stand bestürzt da, stammelte eine Entschuldigung seiner unbegreiflichen Ungeschicklichkeit und bat, den Spiegel verhängen zu dürfen, weil er das Unglück nicht kaltblütig ansehen könne, und der Eindruck zu störend sei. Erst allmählich erholte er sich, zeigte einige andere Kunststücke und sagte plötzlich: Jetzt wollen wir den Schaden näher befehen. Mit diesen Worten entfernte er die Decke, und der große Spiegel erschien vollkommen heil, alle Risse waren verschwunden. Der zertrümmerte Spiegel — acht Fuß hoch und vier breit — war unbegreiflicher Weise ganz. Ein Beifallsturm erfolgte. Nach der Darstellung forderte der Kaiser den Künstler auf, die Erklärung zu geben. Dies geschah bereitwillig; was uns aber anbetrifft, so werden wir die Neugierde unserer Leserinnen etwas quälen, und ihrem Scharfsinn Zeit geben, erst am Ende unserer Mittheilungen Herrmann's Wunderthat als auf genauer Kenntniß der Physik und Chemie basirt erklären.

Pinetti und Kaiser Paul.

Unter den Taschenspielern des vorigen Jahrhunderts war Pinetti wohl der berühmteste. In Petersburg sollte er einst bei Hofe eine Vorstellung geben, erschien aber nicht zur festgesetzten Zeit. Kaiser Paul gerieth über eine solche Vernachlässigung der Etikette in die größte Aufregung, und als Pinetti endlich gemeldet wurde, zog der Kaiser seine Taschenuhr hervor und sagte zornig: „Er hat uns eine ganze Stunde warten lassen, es ist bereits sieben.“ „Entschuldigen Ew. Majestät, sagte Pinetti, es ist erst sechs.“ Ich berufe mich auf alle Anwesenden, und auf alle Uhren von St. Petersburg.“ Die Kammerherren zogen ihre Taschenuhren hervor, und eine jede zeigte — sechs Uhr! In demselben Momente schlugen einige Wanduhren und Pendulen in dem Palais. — Man zählte — eine jede schlug sechs, und zum Ueberflus schlug die Schloßuhr gleichfalls deutlich sechs. Paul runzelte die Stirn; er ahnte eine comédie in großartigem Styl und liebte es nicht — Unrecht zu haben. Pinetti sah den Sturm heraufziehen und sagte mit Gewandtheit: „Ew. Majestät dürfen sich nicht wundern; alle großen Herrscher eilten von jeher ihrer Zeit voraus!“ Paul lächelte nun huldvoll, und man setzte sich, um Pinetti's Zauberkünste zu applaudiren. Der Kaiser war in der allerbesten Laune, als plötzlich das Unwetter auf Pinetti losbrach. Er zeigte ein Kartentuschstück, bei dem er den Kaiser ersuchte, von einer Karte eine Ecke abzubrechen, und diese Ecke wurde dann verbrannt. Nach einigem Hofuspokus hat Pinetti sodann den Kaiser, seine Taschenuhr zu öffnen, er würde im Gehäus die Ecke finden. Paul fand die Ecke in seiner Uhr, hielt sie an die Karte, die er glaubte, nicht aus der Hand gelassen zu haben, und beides paßte richtig zusammen. Zornig sprang der Kaiser vom Stuhl, warf einen ungnädigen Blick auf Pinetti und entfernte sich. In einem Augenblick stand der bestürzte Künstler allein im Saal; aber nach einigen Minuten kam ein Kammerherr und sagte: „Se. Majestät habe es bereits übel vermerkt, daß Pinetti alle Diener und Uhrmacher bestochen hätte, daß er aber auch den Leibkammerdiener selbst verführt habe, könne er ihm nicht verzeihen, er befehle ihm, in vierundzwanzig Stunden Petersburg zu verlassen. Ein Mensch, der die treuesten Leute zu befehen verstände, sei ein Verbrecher, der nach Sibirien gehöre.“ Pinetti entfernte sich, äußerst vertriebt, und packte seine Siebenjachen schnell zusammen, aber er beschloß, sich zu rächen. Am folgenden Tage kam eine Ordronanz von der Dranienbaumer Thorwache mit der Meldung, Pinetti sei um zwölf Uhr durchpassirt. — „Gott sei Dank, daß wir den Schurken los sind,“ rief Paul. — Ein Page meldete soeben drei Ordronanzen. Sie traten herein. Die erste meldete: Um zwölf Uhr ist der Ausländer Pinetti durchs Schlüsselburger Thor passirt. Der zweite meldete: Um zwölf Uhr ist der Ausländer Pinetti die Wache beim Wlburger Schlagbaum passirt; der dritte referirte: Herr Pinetti ist um zwölf Uhr nach Moskau abgereist. — „Ihr seid alle Gsel,“ rief Paul ärgerlich; rechtsum kehrt und packt Euch!“ — In der That war der Kaiser der Einzige, der aufgekärt genug war, um in diesem Stücken den sehr einfachen Zusammenhang zu erfassen. Ganz Petersburg aber war entzückt von diesem Zauberkünste oder eigentlich dieser Zauberpoffe.

Die kaum wohl nöthigen Erklärungen von Pinetti's ärmlichen Kunstleistungen — die eben nur damals noch angingen — behalten wir uns für später vor. Pinetti hatte ein schlimmes Gewissen, indem er zuletzt noch allen Thorwachen der Residenz eine Nase gedreht hatte; er fürchtete, daß Paul ihm einen Feldjäger nachsenden würde. Wohlweislich wählte er den längsten Weg an die Grenze und reiste über Riga nach Preußen. Um recht gut zu fahren, ließ er bei jedem Wechsel der Extrapostperbe im Moment der Abfahrt den früheren Postillon kommen und brückte ihm sehr oft selbst einen harten Silbermübel in die Hand. Der neue Pferdeleier fuhr natürlich ganz vorzüglich, und Pinetti durchreiste die ungeheure Strecke von St. Petersburg bis Polangen, 900 Werst (130 Meilen), in 45 Stunden; und diese fabelhafte Fahrt bewirkte er, ohne einen Heller für Trinkgelber auszugeben! Wenn die Postillone die Hand öffneten, so war der harte Mübel spurlos verschwunden. Pinetti verließ Rußland vom Jorne des Monarchen und den Füßchen von hundert armen, betrogenen Postknechten begleitet. — Die Welt aber belachte täglich seine Eulenspiegelien und Neckthümer.

Rappo in Dänemark.

Wir haben in der Classification der Prestidigitateurs die starken Männer vergessen zu erwähnen, die nicht nur Geschicklichkeit, sondern auch eine wirklich übermenschliche, herkulische Kraft zeigen und ein Fingerzeig sind zur Veredelung des Menschengeschlechts. Wenn schon überall durch Turnanstalten ein gewandtes Geschlecht erzogen wird, warum sollte man nicht auch Kraftanstalten einrichten, um ein starkes Geschlecht zu erziehen? Wir aber lassen uns Rappo und seine Nachfolger ruhig ihre staunenswürdigsten Leistungen vormachen; wir bewundern die starken Leipziger Markthelfer, die Gewaltigen aus Freitag's Roman, wir hören von Mondlichtigen, die so wunderbar klettern, als ob die Erde sie nicht mehr zöge, und der Mond sie hebe, wir staunen alle solche Erscheinungen an, ohne daran zu denken, daß wir versuchen sollten, alle diese seltenen Eigenschaften zu verallgemeinern und für die ganze Menschheit zu gewinnen.

Rappo war einst in Kopenhagen. Nach einer Vorstellung ließ er sich eine Sänfte holen und stieg ein. Die Träger wollten die Sänfte forttragen, aber setzten sie bald nieder. „Der Herr wäre zu schwach.“ Man rief die stärksten Sänfenträger, und diese trugen Rappo, keuchend unter der furchtbaren Last, fort. Plötzlich ließ Rappo von einer Conditorei halten, sprang leichtfüßig aus der Sänfte, ging in den Zuckerladen und kehrte nach einigen Minuten, Bonbons essend, wieder zurück. Die Träger fingen seufzend an, die Sänfte aufzuheben; da fuhr sie wie eine Feder empor! Sie erschien wie leer. — „Ist der Herr denn wirklich eingestiegen?“ fragten sie sich. Das ist doch curios, der kann sich bald schwer, bald federleicht machen.“ — Die beiden Burche schüttelten mit dem Kopf

und waren fest überzeugt, den Gottseibeins getragen zu haben. — Rappo hatte ganz einfach zwei Gewichte von 300 Pfund unter seinem Mantel verborgen und später in der Conditorei niedergelegt.

Die Schachmaschine.

Ein Herr von Kempelen aus Wien er fand auf einer Reise in Rußland diesen furchtlichen Betrug durch einen Zufall. Er traf bei einem seiner Freunde, einem deutschen Arzt, den polnischen Flüchtling Worowsky. Der Doctor hatte den Polen halbtobt von einem Schachfische in sein Haus tragen lassen und ihn versteinert. Seine Wunden erforderten das Abnehmen beider Oberarmknochen. Die Operation war gelungen, und es galt nun, Worowsky über die Grenze zu escapiren. Der Pole war ein Schachspieler ersten Ranges, und Kempelen er fand sogleich eine kleine Commode mit der Figur eines Türken und ver barg den Polen darin. Die erste Vorstellung fand 1777 in Zula statt, und die Nachricht von der wunderbaren Schachmaschine flog bald durch ganz Europa. Vor jeder Vorstellung öffnete Kempelen zuerst den Schacht, um zu zeigen, daß er ganz mit Näderwerk angefüllt war. Eben so ließ er Jedermann in die hohle Figur des Türken hineinsehen; das Näderwerk war aber so eingerichtet, daß es zusammengelegt und zur Seite gedrückt werden konnte. Worowsky war in der Figur, während der Schachfische geöffnet wurde, und froh dann in den Tisch zurück, sobald Kempelen die Figur untersuchen ließ. In langsamen Tagesreisen und auf Umwegen näherte sich Kempelen mit dem Schacht, den er stets sorgfältig verborgen hielt, der Grenze, und hatte sie fast glücklich erreicht, als ihn in Witebst eine Einladung der Kaiserin traf, die ihn zwang, nach Petersburg zu gehen. Katharina II. spielte gut Schach und wollte sich mit der wunderbaren Maschine messen. Ihrer Zeit durch Aufklärung weit voraus, zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß in der Maschine ein denkendes Wesen, vielleicht ein Zwerg verborgen sei; sie ahnte nicht, daß einer ihrer erbittertesten Feinde darin stehe. — Die Vorstellung fand in der Bibliothek der kaiserlichen Eremitage statt. Schon nach wenigen Zügen verlor die Kaiserin zwei Offiziere, und der Ausgang war somit nicht ungewiß. Da that Katharina absichtlich einen Zug gegen die Regel des Spiels. Sie schob einen bereits im Feld befindlichen Bauer um zwei Schritte vorwärts. Zu ihrem Erstaunen und zugleich zu ihrer Genugthuung, schlug der Türke mit der Faust auf das Brett, gleichsam um seinen Aerger auszudrücken, erfaßte den feindlichen Bauer und schob ihn einen Schritt zurück. Die Kaiserin hatte ihre Absicht erreicht. Es war offenbar, daß eine denkende Kraft im Spiele war; um diese noch mehr zu reizen, schob sie nochmals den Pion vorwärts, aber der Türke verlor nun alle Geduld und warf das ganze Spiel durcheinander, und alles Säusen und Schnurren der Näder hörte plötzlich auf. Die Maschine erklärte dadurch, nicht weiter spielen zu wollen. Kempelen gerieth in die allergößte Verlegenheit und zitterte für den Polen und seine Entdeckung; Katharina aber lächelte und sagte: „Sie sind recht geschickt, mein Herr Automat; um die Partie nicht zu verlieren, haben Sie sie zusammengeworfen!“ — Hier auf sagte sie zu Kempelen: „Ihr Automat gefällt mir so sehr, daß ich ihn zu

befahren wünsche. Lassen sie ihn hier; morgen früh kommen Sie selbst wieder her; wir werden uns über den Preis schon einigen.“ — Hiermit entfernte sich die Kaiserin mit dem Gefolge. Jetzt war guter Rath theuer. — Kempelen beschloß, daß in der Nacht eine genaue Untersuchung der Maschine vorgenommen werden sollte, er benutzte die große hölzerne Kiste, worin die Maschine ins Palais transportirt worden war, und die im Nebenzimmer stand. Dort versteckte er den Polen, und am andern Morgen erklärte er der Kaiserin, daß er die Maschine ihr wohl überlassen könne; er selbst aber müsse nach Wien zurück, und ohne sein Weiseln wäre die Maschine vollkommen todt und unbeweglich; Katharina gab diesen verständigen Gründen nach und entließ den Wiener Künstler reich beschenkt. Worowsky gelangte glücklich bis England, nach einem wahrhaften Triumphzug durch ganz Europa. In England verkaufte Kempelen seine Maschine. Auch Worowsky hatte sich Vermögen genug erworben, um seine Künstlerlaufbahn und sein Automatenleben aufzugeben. Die Maschine kam aus einer Hand in die andere; zuletzt zeigte sie Mäzel, vielleicht derselbe, der das Metronom erfand, das jede Klavierspielerin besitzt. Mäzel ging nach Amerika mit seinem Automaten, fand aber wenig Beifall. Die Zeit des Wunderglaubens war vorüber. Jetzt steht die Maschine irgendwo in Paris, bestäubt und vergessen. Aber sie verdient einen Platz in einem culturhistorischen Museum als Erinnerung an die wundergläubige Zeit von Baucanson, Cagliostro, Mesmer und Swedenborg.

[2423]

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Ednard der Kreuzfahrer.

Prinz Eduard von England hatte verheißen, an der großen Kreuzfahrt der Franzosen im Jahre 1270 Theil zu nehmen. Er war nach dem Hafen von Tunis erst zu der Zeit gelangt, als nach dem Tode des Königs Ludwig der Friebe mit dem Könige von Tunis bereits geschlossen war; und so viele Mühe er sich gab, die Könige von Frankreich, Sicilien und Navarra zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, so hatte sein Rath dennoch kein Gehör gefunden und die Vollziehung des Vertrags nicht gehindert, und es blieb ihm daher Nichts übrig, als mit den übrigen Pilgern nach dem sicilischen Hafen Trapani sich zu begeben, welchen er, obgleich seine Flotte während des vielen andern Pilgerschiffen verderblichen Sturmes noch auf dem Meere sich befand, erreichte, ohne eins seiner Fahrzeuge einzubüßen. Nachdem er den Winter in Sicilien zugebracht hatte, trat er im Frühling die Meerfahrt nach dem heiligen Lande an: der Herzog Johann von Bretagne und dessen Sohn, Johann Graf von Richemont, und mehrere andere französische Pilger hatten sich ihm angeschlossen. Die Ankunft dieser Pilger erregte zu Ptolemais, wo sie am 9. Mai 1271 eintrafen, um so größere Freude, als die dortige Ritterchaft in großer Besorgniß wegen eines Angriffs des Sultans Bibars schwebte. Der

Prinz Eduard machte sich bald nach seiner Ankunft dadurch um das heilige Land verdient, daß er den Plan einiger Verräther, die Stadt Ptolemais dem Sultan zu überliefern, vereitelte und einige Venetianer, welche den Saracenen Waffen und Lebensmittel zugeführt hatten, strafe.

Die Mitterschaft von Ptolemais war, obwohl durch die Ankunft des Prinzen Eduard und der ihn begleitenden englischen und französischen Pilger verstärkt, dennoch nicht zahlreich genug, um dem Sultan Bibars sich entgegenzustellen, als er nach dem Abschlusse des Waffenstillstands mit dem Fürsten Boemund und nach der Züchtigung der Affassinen, deren Burg Abikof er eroberte, von Damascus her in das Königreich Jerusalem einbrang. Sie ließ es vielmehr geschehen, daß der Sultan die Burg Kerain oder Montfort, welche im Gebiete von Ptolemais lag und dem Orden der deutschen Ritter gehörte, kannte. Bibars aber war des Gelingens dieser Belagerung so sicher, daß er einen Brief, welchen ein in seinem Lager befindlicher Späher an die Besatzung der belagerten Burg zu besorgen suchte, uneröffnet nach Montfort sandte, als die Taube, welche denselben überbringen sollte, getödtet, und der Brief in seine Hände gefallen war. Er ließ den Christen sagen, es sei ihm lieb, zu wissen, daß in seinem Lager Leute wären, welche ihnen Nachrichten von seinen Angelegenheiten mittheilten. Nach wenigen Tagen auch ergab sich die Burg Kerain und wurde sofort zerstört, worauf Bibars mit seinen Schaaren nach Ptolemais vorrückte.

Da die Christen in Syrien und die neu angekommenen Kreuzfahrer nicht im Stande waren, mit ihren eigenen Mitteln die Ebre ihrer Waffen gegen den Sultan Bibars zu beschaften, so beschloffen der König Hugo von Cypern, welcher nach der Ankunft der englischen Pilger zu Ptolemais sich einfand, und der Prinz Eduard, die Mongolen zu Hülfe zu rufen; und es gelang auch den Botschaftern, welche sie an den Chan Abdygor sandten, den Zweck ihrer Sendung zu erreichen. Die Mongolen drangen schon im Sommer des Jahres 1271 in Syrien ein, raubten und plünderten in gewohnter Weise, verwüsteten die Landhschaften von Antiochien, Haleb, Honnaa, Gnessa, Apamea und Säsarea, und selbst in Damascus war die Furcht vor diesen räuberischen Horden so groß, daß ein großer Theil der Einwohner auswanderte. — Sobald der Sultan Bibars die Nachricht erhielt von dem Einbruche der Mongolen in seine Länder, so eilte er nach Syrien, und seine Erstgenung zu Damascus machte nicht nur der Furcht der dortigen Einwohner ein Ende, sondern auch die Mongolen zogen sich vor den Truppen zurück, welche der Sultan nach den von ihnen bedrängten Ländern sandte. Bibars schrieb aus Damascus an die in Egypten zurückgebliebenen Emire: „Ihr habt von dem Einbruche der Tataren gehörr; das ganze Land würde von seinen Bewohnern verlassen worden sein, wenn wir nicht zu rechter Zeit erschienen wären. Auch die Franken hatten schon Sturmleutern in Verrätheit gefeset, um Saksad zu ersteigen, und nur unsere Gegenwart hat sie daran gebindert. Nicht immer aber reicht das Schwert aus, sondern auch der Dolch ist oft nützlich, was der Fürst von Marakisch erfahren hat, dessen wir uns wegen seines Einverständnisses mit den



X. A. v. R. Brend' amour.

Prinz Eduard der Kreuzfahrer. Zeichnung von Professor H. Mügge.

Tataren durch die Dölche der Bedais*) entlebt haben. Nun rede man noch weiter von den Tataren, ich aber bringe die Nacht mit meinem Roffe zu, welches gefallt ist, und in meiner völligen Kriegsrüstung. Der Sultan hatte aber noch nicht Damascus verlassen, als der Prinz Eduard mit seinem Bruder Edmund, welcher im September mit einer nicht sehr erheblichen Zahl von Pilgern nach Ptolemais gekommen war, und alle übrigen Pilger, so wie auch der König Hugo von Cypern, die Ritterchaften der drei geistlichen Orden und die ganze Miliz von Ptolemais im Monate November auszogen, um die Burg Saco bei Casarea zu zerstören. Da sie aber in der Nähe von Casarea ein Lager von Turfomannen antrafen, so überfielen sie diese Hirten, welche eines feindlichen Angriffs sich nicht versehen, in ihren Zelten, erschlugen ihrer fast Tausend und erbeuteten fast fünfzehnhundert Stück Vieh, worauf sie, mit dieser Beute sich begnügend, der Zerstörung der Burg Saco entgingen. Dieses Verbrechen machte, wie die christlichen Geschichtschreiber selbst versichern, die Kreuzfahrer verächtlich in den Augen der Saracenen. — Am 22. April 1272 bewilligte dann Bibars dem Könige Hugo von Cypern und Jerusalem und dessen Unterthanen um so lieber einen Anstandsfrieden auf zehn Jahre, zehn Monate, zehn Tage und zehn Stunden, als er damals einen neuen Angriff der Mongolen auf seine syrischen Länder befürchtete. Dieser Friede wurde jedoch auf die Ebene von Ptolemais und die Straßen nach Nazareth beschränkt, und des Prinzen Eduard wurde in dem Vertrage nicht gedacht.

Daß der Sultan Bibars die Absicht hatte, des englischen Prinzen, so wenig fürchtbar er ihm auch geworden war, vermittelst der Dölche der Assassinen sich zu entleiben, melden sowohl die morgenländischen als die abendländischen Nachrichten. Nach der Anweisung des Sultans trat der Emir von Ramlach in geheime Unterhandlungen mit dem Prinzen Eduard, indem er vorgab, zum Abfall vom Islam geneigt zu sein, und versprach, noch viele andere Moslems für das Christenthum zu gewinnen, falls die Christen ihn unter sich aufnehmen und ihm eine seiner bisherigen Würde angemessene Lage gewähren würden. Eduard traute diesen Versicherungen und hörte nicht auf die Warnungen des einsichtsvollen und erfahrenen Meisters der Templer, Thomas Berart. Der Emir von Zoppe benutzte diese Unterhandlungen nur, um zwei Assassinen, welche die Ermordung des Prinzen übernommen hatten, Eingang bei demselben zu verschaffen, und nachdem diese Mordmänner schon vier Mal mit Wundungen jenes Emirs nach Ptolemais gekommen waren, so nahm endlich am Donnerstag nach Pfingsten — 16. Juni — der Eine von ihnen die Gelegenheit wahr, seinen Aufschlag zu vollziehen. Als er am Abend dieses Tages den Prinzen Eduard in seinem Gemache ohne andere Gesellschaft außer einem Dolmetscher und wegen der großen Hitze des Tages nur mit einem leichten Kleide angethan und mit entblößtem Haupte auf einem Ruhebett sitzend antraf, so überreichte er ihm einen Brief des Emirs von Zoppe, und während der Prinz mit gebücktem Gesichte diesen Brief las und einige Fragen an den Mörder richtete, zog dieser aus seinem Gürtel einen Dösch hervor und führte das Mordwerkzeug gegen den Leib des Prinzen; Eduard aber wandte mit seiner Hand glücklich den Stoß ab, und als der Mörder einen zweiten Versuch wagte, so schleuberte der Prinz mit seinem Fuße ihn zu Boden, entwand den Dösch aus seiner Hand und stieß ihn in den Leib des Assassinen, welcher sofort den Geist aufgab. Einer der Leute des Prinzen, welche angstvoll und erschrocken in das Gemach ihres Herrn eintraten, Eduard's Zitterspieler, erschlug mit einem dreiflügeligen Sessel den Schädels des getödteten Assassinen, worüber der Prinz empört war. Obgleich Eduard durch seine Stärke und Entschlossenheit den Mörder überwältigt, so hatte er dennoch sowohl, als er den ersten Stoß abwandte, eine Wunde am rechten Arme, als auch, da er dem Assassinen den Dösch entwand, eine Verletzung im Gesichte erhalten; und jene Wunde verschlimmerte sich so sehr und mit solcher Schnelligkeit, daß man den Argwohn schöpfte, der Dösch sei vergiftet gewesen. Der Meister der Templer sandte zwar sogleich ein für sehr wirksam geachtetes Gegengift, aber schon hatte Cleonore von Castilien, die Gemahlin des Prinzen, welche ihren Gatten auf dieser Kreuzfahrt begleitete, mit ihrem eigenen Munde das Gift aus der Wunde gelassen.

Der Sultan Bibars, als er hörte, daß der Prinz Eduard wider alles Erwarten genesen sei, soll demselben durch eine Gesandtschaft sein Bedauern über das Mißgeschick bezeugt und zugleich die Versicherung gegeben haben, daß er an der Freveltthat des Assassinen keinen Theil gehabt hätte. Bald nach seiner Genesung im Monate August schiffte der Prinz Eduard mit seiner Ritterchaft sich ein, gelangte nach einer Fahrt von sechs Wochen nach Trapani, reiste von dort zu Lande durch Sicilien, Apulien und das übrige Italien nach Frankreich, kämpfte daselbst auf der Reise mit seinen Kreuzrittern wider den streiflichtigen Grafen Johann von Châlons und dessen Mitterschaft an der Saône in einem Turniere, welches mit einem ernsthaften und blutigen Kampfe endigte, und verweilte hierauf in der Gascogne bis zum Tode seines Vaters, des Königs Heinrich des Dritten, welcher im December des Jahres 1272 erfolgte. Dann begab er sich nach England und übernahm als Eduard I. die Regierung seines Königreichs.

[2428]

Jose Gedanken über Zahnheilkunde und Pflege der Zähne und des Mundes.

Von Dr. med. L. Holländer.

II.

Wollte ich eine Broschüre schreiben etwa mit dem Titel: „Fort mit den Zahnschmerzen, ein unentbehrlicher Rathgeber für Jedermann“, oder „Der kleine Zahnarzt in der Westentasche“ — Broschüren, wie sie in der That bereits vorhanden sind, so würde ich entschieden zuerst mit einer anatomischen Beschreibung der Zähne beginnen. Aber die Beschreibung der einzelnen Theile des Zahnes kennt ja Jedermann, und Jeder weiß, daß der Zahn aus Wurzel und Krone besteht, so wie, daß erstere vom Cement, d. i. einer Knochensubstanz, und letztere vom Schmelz oder den Schmelzfäsern — sehr harten, prismatischen Bändern überzogen ist.

Und gerade im Schmelz ist es, wo sich stets die Zahnfäule oder das Hohlwerden — Caries — zu zeigen beginnt. Noch heute gelten über die Ursachen derselben unter manchen ärztlichen Schriftstellern dieselben Ansichten, die bereits von John Hunter ausgesprochen wurden, daß nämlich die Caries meist aus inneren, unbekannten Ursachen entstehe, und daß dieselbe ähnlich wie die Knochenfäule oder der Knochenfraß sich entwickle.

Dem steht jedoch entgegen, daß das harte Gewebe, aus dem die Zahnschmelzsubstanz besteht, sich durchaus nicht wie das Knochengewebe verhält, und daß dasselbe weder im gesunden noch im kranken Zustande Blutgefäße besitzt. Ferner widerspricht dieser An-

sicht die Thatfache, daß eine sogenannte innere Zahnfäule, wie man sie früher annahm, durchaus nicht nachweisbar ist, daß jeder Zahn ganz entzieden von außen her zuerst krank zu werden beginnt, und daß das Verberbnis von außen nach innen zu — b. h. nach der Pulpa, dem sogenannten Zahnnerv — fortschreitet. Jede Höhlung im Zahne hat stets einen Eingang von außen, dessen Lage genau dem ersten Beginn der Krankheit entspricht.

Eine andere und neuere Ansicht betrachtet die Zahnfäule als eine chemische Veränderung, die der Zahn erleidet, und welche durch die in den Mundflüssigkeiten enthaltenen Säuren hervorgerufen wird.

Solche Säuren entwickeln sich darin leicht schon bei einfachen Mundkatarrhen sowohl, als bei hitzigen (acuten) Krankheiten, bei verschiedenen Verdauungsstörungen u. s. w., theils kommen sie als Nahrungsmittel, saure Früchte, Essig u. s. w., theils als Medicamente in den Mund, oder sie bilden sich in demselben durch längere Zeit darin verweilende Speisereste, Pfefferkuchen, kurz durch alle zuckerhaltigen, klebrigen Nahrungsmittel, die bei mangelhafter Reinigung nicht aus den Zwischenräumen der Zähne entfernt werden.

Sobald das den Zahnschmelz bedeckende Schmelzhäutchen durch irgend welche Ursachen schadhast geworden ist, Risse oder Unebenheiten erhalten hat, die theils durch mangelhafte, ursprüngliche Bildung, theils später durch äußere Gewalt entstanden sind, so haben die sämmtlichen Flüssigkeiten Gelegenheit, in die Zahnschmelzsubstanz einzudringen und dieselbe zu zerstören. Dies geschieht um so leichter, als die Zahnschmelzsubstanz sehr viel leimgebende, d. i. organische Massen enthält. Schreitet die Zerstörung weiter fort, wird der Zerfall des Zahnes immer bedeutender, so werden sich leicht Speisereste, Schleim u. s. w. in der dadurch gebildeten Oeffnung festsetzen, und es werden verschiedene Fäulnisproceße zu Stande kommen, wie man sie anderwärts und in anderen Verhältnissen bei abgestorbenen thierischen wie pflanzlichen Stoffen, die der Atmosphäre ausgesetzt sind, unschwer bemerken und künstlich hervorgerufen kann.

Nach und nach werden sich auch in diesen faulenden Stoffen aus der Luft Keime von animalischen und vegetabilischen Parasiten (Pilzbildungen), die man leicht durch das Mikroskop entdeckt, niederlassen — Bildungen, die vor nicht langer Zeit zu der Idee Veranlassung gaben, daß die Zahnfäule auf Pilzbildung beruhe. Es kann dies nicht Wunder nehmen, da man überhaupt eine Zeit lang alle möglichen Krankheiten auf Pilzbildungen zurückzuführen versuchte und noch jetzt versucht.

Obige Auseinandersetzung der Ursachen des Zahnverberbnisses ist in der That sehr einfach und hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn wir uns jedoch etwas genauer mit dem Gegenstande beschäftigen, finden wir, daß noch andere prädisponirende, erbliche und verschiedenartige Racenverhältnisse vorhanden sein müssen, wodurch es der Säurebildung im Munde gelingt, zerstörend auf die Zähne einzuwirken.

Im Augenblick, wo der Zahn durch den Kiefer und die denselben bedeckende Schleimhaut zum Durchbruch gekommen ist, hat er seine vollständige Form und Größe, die er während seiner ganzen Lebensdauer nicht verändert. Natürlicher Weise ist im Allgemeinen der Zahn des einen Menschen besser ausgebildet, als der des anderen; man findet dies bei einzelnen Familien sowohl, als gewissen Racen, bei denen Schönheit der Zähne erblich ist und als Regel gilt. Solche Schönheit und Regelmäßigkeit der Form ist meistens mit kräftiger Entwicklung der ganzen Zahnmasse gepaart, und die Reinigung dieser beiden Eigenschaften gibt dem Zahne eine solche Widerstandsfähigkeit, daß Caries sich niemals entwickelt, falls nicht etwa andere neu hinzutretende Ursachen dieselbe bedingen.

Andererseits ist es wieder constatirt, daß bei manchen Familien und Racen die Zahnaries eine häufige, ja eine gewöhnliche Krankheit ist. An eine Uebertragbarkeit der Krankheit durch Ansteckung kann man aber hierbei nicht denken, sondern man hat eine gewisse anatomische Anlage des Zahngewebes zur Caries vor sich, die erblich ist. Es gibt fehlerhafte Dispositionen bei der Zahnung, Anomalien, eigenthümliche Stellung der Zähne, welche sich durch mehrere aufeinander folgende Generationen wiederholen. Ja bei einzelnen Familien erkennt man schon an der gewöhnlichen Gesichtsbildung, die sich von Vater oder Mutter auf das Kind vererbt, die gleiche erbliche Anlage zur Krankheit oder Gesundheit der Zähne.

Man weiß, daß bestimmte Eigenarten der Form, der Färbung und ganz zweifellos auch der inneren Structur der Zähne den ethnologischen Charakter einzelner Völker anzeigen, und deshalb ist es nicht schwer, eine ähnliche Gleichartigkeit in den anatomischen Prädispositionen zur Caries zuzugeben. So ist z. B. die bläuliche weißgelbe Farbe mancher Zähne die Folge einer mangelhaften Dichtigkeit und Gleichartigkeit ihrer Substanz und der unvollkommenen Härte ihres Schmelzes. Solche Zähne gehen daher unwillkürlich durch Caries zu Grunde, und dasselbe ist der Fall bei Zähnen mit weißlichen Streifen zwischen halbdurchsichtigen Schichten. Diese deuten auf Unregelmäßigkeit in der Bildung der sich allmählig ansetzenden Zahnschmelzsubstanz, während Zähne von milchweißem, nur sehr wenig durchsichtigem oder grünlichem Schimmer meist sehr kräftig und widerstandsfähig sind.

Uebrigens ist die Erblichkeit in Bezug auf die Caries der Zähne ebensovien überraschend, als die Erblichkeit anderer bekannter krankhafter Zustände, wie die der Scrophulose, Gicht u. s. w., deren Uebertragung von Individuum auf Individuum durch mehrere Generationen hindurch außer allem Zweifel ist.

Leider fehlt uns jedoch bei den verschiedenen großen anthropologischen Gruppen jedes statistische Grundelement zu einem vergleichenden Studium über die Anlagen zur Caries. So viel steht aber im Allgemeinen fest, daß die Negerracen sich einer kräftigen, schönen und widerstandsfähigen Zahnbeschaffenheit erfreuen, während die kaukasischen Racen bedeutend mehr zur Caries geneigt sind, und die mongolische des äußersten Orients und Asiens so ziemlich die Mitte zwischen beiden einnimmt. Die Mischlingsracen sind ebenfalls zur Caries sehr geneigt, und dasselbe findet statt bei solchen Personen, die aus ihrem heimischen Boden schon in früher Jugend verpflanzt sind. Bei den alten autochthonen Völkern scheint sie mindestens ebenso häufig gewesen zu sein, als heute (Broca); und unter allen Schäbelsammlungen, welche die anthropologische Gesellschaft zu Paris besitzt, ist bei keiner die Caries so häufig und die Abnutzung der Zähne so stark, als bei einer Sammlung von 80 Basen Schäbels (Magitot).

In der Sammlung des naturhistorischen Museums zu Paris finden wir bei den eingebornen Völkern von Mexico, Peru, Patagonien u. s. w. niemals Caries und ebensovien in den Schäbels aus Australien, Madagaskar und Neucaledonien (Magitot). Bei den Schäbels der verschiedenen Rassen des Museums der Capstadt habe ich ebenfalls nie Caries der Zähne gesehen. Ueberhaupt fällt dem Besucher eines Rassenraals im Vassutolande in Sidafrika nichts mehr auf, als die Schönheit der Zähne der Eingeborenen. Untersucht man den Mund derselben genau, was sie in der Regel unter Kopfschütteln und Lachen gern erlauben, so sieht man nie einen schadhastigen Zahn, oder auch nur ein schwarzes Pünktchen an den Zähnen.

Die javanische und malaische Schäbelsammlung des Prof.

Brofil zeigt jedoch Zähne, die stark mit Zahnstein belegt und verschiedenartig misfarbig sind. Letzteres wahrscheinlich in Folge des Genusses von Betel und ähnlichen färbenden Substanzen.

Im jetzigen Europa gibt es wenig Bevölkerungen, die nicht an diesem Uebel litten, nur die Isländer scheinen nach den neuesten Untersuchungen (Beaugrand, Annales d'hygiène 1866) beinahe ganz frei davon zu sein.

Wir können diese verschiedenen Ergebnisse culturhistorischer und ethnographischer Forschungen hier nicht weiter verfolgen, schon weil sie sich bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft noch nicht in Ziffern ausdrücken lassen.

Ueber das Vorkommen der Zahnaries in den verschiedenen Gegenden Frankreichs haben wir aber sehr wichtige Anhaltspunkte, die auf die allgemeine Rassenfrage für den wissenschaftlichen Forscher von Werth und nebenbei für den Laien höchst interessant sind.

(Fortsetzung folgt.)

[2415]

Vom Kienspan bis zur Gasfackel.

Bald können wir uns keine Stadt und kein Städtchen mehr ohne Gasbeleuchtung auf Straßen und in Geschäftsräumen, bald keine ärmliche Tagelöhnerwohnung auf dem Lande mehr ohne die Petroleumlampe vorstellen. Die moderne Menschheit schwimmt in Licht. Aber die Erleuchtung ist jüngsten Datums, und die Erinnerung an blafende Lampen, Lichtscheeren u. c. in uns allen noch lebendig. Jahrtausende, blüht und dunkel, gähnen zwischen dem ersten Kienspan und der Gasfackel.

Spähe harzigen Holzes — Kienfackeln spendeten das erste Licht. Doch werden jene dunklen Zeiten bald mit der Erfindung der Lampe beglückt worden sein. Sobald man die Brennbarkeit des thierischen Fettes entdeckt hatte, kam man von selbst auf den Gedanken, solches in ein Gefäß zu thun und eine Vinse als Docht hineinzuführen. Dieses knisternde, spritzende Flackerlicht vererbte sich vom Vater auf den Sohn, bis ein erfinderischer Kopf auf das Del verfiel. Dies verdrängte dann überall, wo es zu beschaffen war, das Fett. Damals wird auch der Gebrauch von wirklichen, flächigen oder hängenden Dochten aufgefunden sein. Unsere Antiken-Sammlungen stellen es außer Zweifel, daß die alten Indier, Assyrier, Egyptianer, Juden, Griechen und Römer die Dellampe gebrauchten. Man fand bewundernswürdige Exemplare von Lampen aus Stein, Erz und Messing in den Pyramiden, in den alten Tempeln Hindostans und an Plätzen, wo einst jüdische Städte standen. Von den Lampen der Griechen und Römer haben uns die pompejanischen Ausgrabungen eine reiche Anzahl geliefert. Gold, Silber, Marmor, Edelsteine, nichts war ihnen zu kostbar, um damit dieses Hausgeräth zu schmücken. Die Mehrzahl der aufgefundenen Exemplare sind Kunstwerke ersten Ranges, und selbst die gewöhnlichsten Sorte, die Terracottalampen, deren sich der arme Mann auf dem Lande bediente, sind von einer geschmackvollen Form und künstlerischen Eleganz der Ausführung, welche die moderne Industrie noch nicht übertroffen hat. Leider waren diese antiken Lampen nicht ebenso zweckmäßig, als schön. Eine gewöhnliche Handlaterne mit ihrem Blechreflector verbreitet besseres Licht, als das kostspieligste Geräth des alten Roms und Egyptens. Auch kannten die Alten das Raffiniren des Oels noch nicht. Zum besondern Luxus vermischten sie es zwar mit wohlriechenden Essenzen aus Rosen und Sandelholz, doch wurde seine Leuchtkraft damit nur vermindert. Ein Verres, Mäcen und Lucull verschwanden, wie berichtet wird, ungeheure Summen auf wohlriechendes Lampenöl, doch mit der Gasbeleuchtung in einem unserer gewöhnlichen Geschäftslocale oder Cafés kann sich die Beleuchtung in den prunkvollsten Palästen des alten Roms gar nicht vergleichen. Die goldenen oder silbernen Lampen hingen dort mittels feiner Ketten an marmornen Plafonds und spendeten ein armseliges spitzes Flämmchen, das fürchterlich rauchte, beim leisesten Aufzug flackerte und beim geringsten Windstoß ganz erlosch.

Von Rom wanderte die Dellampe bald nach dem südlichen Deutschland, nach Gallien und Britannien; Kienspäne und fettgerückte Dochte waren die einzige Weise der Beleuchtung, welche man hier bis zu den Kriegszügen der Römer kannte. Die Vicien und Scotien, die Dänen und die Bewohner Scandinaviens bedienten sich damals noch nicht einmal des Dochtes in seiner rohesten Form. Hatten sie kein Kienholz, so steckten diese Völkerschaften ein Stückchen gewöhnliches Holz in den Leib eines fetten Vogels, und gegen den Geruch, den dies Lampenungeheuer verbreitete, äußerst tolerant, ließen sie den Vogel so lange brennen, bis er verkohlte. Reisende in Lappland und Island fanden diese Art Beleuchtung dort noch im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert als ganz Gewöhnliches vor, da die Bewohner meistentheils zu arm waren, um sich Del zu kaufen.

Die römische Lampe blieb ohne wesentliche Veränderung so lange im Gebrauch, bis das Talglit erfinden wurde. Es erklärt dies auch die allgemeine Sitte unserer Vorfahren, die frühen Morgenstunden wahrzunehmen. Während des ganzen Mittelalters standen die Männer bei Tagesanbruch auf und gingen ungefähr zu der Zeit zu Bett, wann wir das Concert oder Theater besuchen. Die Beiglocke am Abend hieß bei den Normannen in Frankreich „Couvre-feu“-Glocke, Feuer- und Lichtausmachglocke, und wenn unter Wilhelm dem Eroberer beim Kluten der „Curew-Vell“ um acht Uhr Feuer und Licht ausgemacht werden mußte, so war das eine Sicherheitsmaßregel, die Niemandem großen Kummer bereitete. Wenn die Leute im Sommer um vier Uhr früh aufgestanden waren, so gingen sie gerne mit Sonnenuntergang schlafen, und im Winter machte es ihnen gerade kein Vergnügen, sich von ihrer flackernden Lampe schwarz blauen zu lassen. Zumal für den Armen hatte die Abendbetglocke eine wirtschaftliche Bedeutung, denn das Del war selbst für bemittelte Leute eine kostspielige Sache.

Der erste Schritt zur Einführung des Talglit'ses geschah im zwölften Jahrhundert, als die Talgfackeln in Gebrauch kamen. Im folgenden Jahrhundert trat dann die Talgkerze ungefähr in der Form auf, wie wir sie noch heute haben; sie war jedoch ein Luxusartikel, den sich nur reiche Leute anschaffen konnten. Bei Rittersn und Edelheuten galt ein Palet Talgkerzen für ein sehr willkommenes Weihnachtsgeschenk, und eins dieser kostbaren Lichter oder auch nur ein Stück davon vom Gesims in der Küche gestohlen zu haben, wurde in England ohne Gnade mit dem Galgen bestraft. Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert konnte der bürgerliche Mittelstand sich Kerzen kaufen, da sie zu dieser Zeit billiger zu werden begannen. Mit einer Kerze zum Preise von fünf Silbergroschen etwa konnte man sich eine helle Stunde bereiten. Der Talg war aber nicht gereinigt, der Docht meistentheils flächig. Baumwolle war ja bis zum achtzehnten Jahrhundert theurer, als Seide. Ein Paar baumwollene Strümpfe kosteten in England sechzig Schillinge. Baumwollene Dochte konnten man sich also nur in Palästen gestatten. Die flächigen Dochte brachten freilich manche Uebelstände mit sich; das Licht war immer in flackernder Bewegung, und ehe man sich versah, brannte es so stark und hurtig, daß der Talg zur Hälfte unverzehrt von dem Dochte wegschmolz. Dieser Uebelstand

*) D. h. die Assassinen, eine muhamedanische Secte, nach ihrem Stifter Hassan benannt.

führte aber zu einer allgemeinen wirtschaftlichen Sparmaßregel. Die Talgkerzen jedes Abfalltheilens wurden nämlich aufbewahrt, und wenn dann einige Pfund gesammelt waren, so kaufte der Lichtzieher den Talg zurück und zahlte dafür einen so liberalen Preis, daß der Abfall von vier Lichtern ungefähr so viel einbrachte, als ein neues Licht kostete.

Etwas ein halbes Jahrhundert später, als das Talglicht, wurde die Wachsterze an den Höfen und in den Palästen gebräuchlich. In den Kirchen kamen sie schon im neunten Jahrhundert vor, ihre Kostspieligkeit überschritt aber die Grenzen aller Laien-Börse so sehr, daß Niemand es sich auch nur im Traume einzulassen konnte, sein Geld für einen solchen Luxusartikel hinzugeben. Eine Wachskerze an eine Kapelle oder einen Heiligenstein darzubringen, wurde im ganzen Mittelalter als eine fürstliche Gabe betrachtet. Als Richard I. nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft nach Frankreich zurückkehrte, weihte er die ersten fünfzehnhundert Kronen, welche er sich verschaffen konnte, zu dem Ankauf von Wachskerzen für die Kathedrale zu Fontevrault; und Ludwig XI. legte während seiner einundzwanzigjährigen Regierung ein ganzes Capital in Wachskerzen für die Kirche an.

Der Preis der Wachskerzen blieb bis in das sechzehnte Jahrhundert ein so hoher; erst von da an wurden sie billiger, so daß Fürsten und hoher Adel diese Art der Beleuchtung allgemein bei sich einführten. Auch machten einzelne Lichtzieher den Versuch, Wachs mit Talg zu vermischen und so eine billigere Composition herzustellen. Von Regierungsseite wurde indessen dagegen eingeschritten, weil manche Lichthändler die Composition für reines Wachs veräußerten.

Die Anekdote von Oliver Cromwell, daß er einst von den zwei Wachskerzen, die er auf dem Arbeitstisch seiner Gemahlin brennen sah, die eine auslies, wird durch die Thatfache commentirt, daß während seiner Regenschaft im Jahre 1654 das Duzend Wachskerzen circa zwölf Thaler kostete. Die „Beleuchtung“ bildete auch noch in den folgenden Jahrhunderten einen der unangenehmsten Posten in dem Haushaltsbudget. Ludwig XV., dessen vorherrschende Eigenschaft sonst nicht gerade Geiz war, äußerte einmal, man könne ein ganzes Regiment, mit Musik und Allem, für die Summen halten, die man jährlich zu Versailles allein für Wachskerzen ausbe. Als Napoleon erster Consul war, beliefen sich die Beleuchtungskosten für die Räume in den Tuilleries ungefähr auf 20,000 Frs. das Jahr, und elf Jahre später, während der Kaiser in Dresden Hof hielt, wurden in einer Nacht auf einem Staatsballe sechs Centner Wachskerzen verbrannt. Dieselben kosteten 3200 Frs. (853 Thlr. 10 Sgr.) pr. Centner.

Mittlerweile brannten Wachskerzen allgemein in den Gesellschaftsalons, und wurden die Dellampen in die Vorzimmer und Küchen verwiesen. Schlecht ja wäre auch die noch immer sehr unvollkommene Lampe mit ihrem Qualm und Rauch in den mit Gemälden und Goldverzierungen überladenen Gemächern am Platze gewesen.

Einen wichtigen Fortschritt bezeichnet in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das Aufkommen des Kübbls, während man bisher auf Olivenöl im südlichen Frankreich und in Italien, oder auf Wallfischthran im nördlichen Europa angewiesen war. Das Kübbl war erheblich billiger, und dies erlaubte denn auch den weniger bemittelten Ständen, ihr Lämpchen zu brennen.

Erfst aus dem Jahre 1783 datirt die erste wahrhafte Reform der Dellampe. Der Schweizer Argand, der, adoptirt von einem Engländer, in London lebte, erfand nämlich den cylinderförmigen Docht, der wie eine Röhre im Rumpf der Lampe zwischen zwei Metallcylindern, von denen der eine im andern steckt, aufsteigt. In einem etwas verwickelten Vorgange hob sich das Del zwischen diesen Cylindern, um den Docht zu sättigen. Der neue Mechanismus gestattete, daß rund um die Flamme ein dieselbe beständig ermunternder Luftzug sich entwickeln konnte. Um jedoch sowohl das Rauchen der Flamme zu beseitigen, als auch um die Leuchtkraft derselben noch zu steigern, wurde der Docht mit einem Glaszylinder überdeckt. Der Rauch wurde so von der Stärke des Luftzuges aufgehebt, der unangenehme Delgeruch beseitigt, der Glanz des Lichtes aber so stark, daß Lampenschirme nöthig wurden.

Die neue Lampe wurde bald allgemein gebräuchlich. In Frankreich nannte man sie „Quinquet“, nach Jean Quinquet, der sie hier einführte und noch mit einem converen Reflector von polirtem Metall versah, wodurch die Leuchtkraft bedeutend verstärkt wurde. Die Gebrüder Friedrich und Philipp Girard verbesserten dann wieder die „Quinquets“, indem sie den Selbsthalter unter, anstatt über dem Dichte anbrachten und so die Lampe zugleich handlicher machten; auch benahmten sie der Flamme ihren grellen Schein, indem sie die Milchglas-Glocken einführten. In England traten diese „Girards“ zuerst im Jahre 1807 im Salon der Herzogin von Berry auf, die damals in der Verbannung lebte. Sie machte hier solches Aufsehen, daß die Kaiserin Josephine, obwohl sie ein wenig piquirt darüber war, daß die beiden Franzosen die Erfindung nach England gebracht hatten, dieselben nach den Tuilleries beschied, mit dem Befehl, eine Lampe mitzubringen. Dies Ereigniß wurde dadurch von Bedeutung, daß die Lampe, welche die Gebrüder Girard der Kaiserin überreichten, mit feiner Porzellanmalerei verziert war von dem Pinsel eines damals noch unbekannten und sehr armen jungen Künstlers, der später weltberühmt geworden — Jean Augustin Ingres.

Die nächste „verbesserte“ Lampe war die Carcel-Lampe. Ihr Mechanismus, welcher mit einem Uhrwerk Ähnlichkeit hatte, war etwas sehr zusammengesetzt und kostspielig, trankte aber ununterbrochen und reichlich den Docht mit Del und ermöglichte ein sehr helles, niemals flackerndes Licht. Doch die Carcel-Lampe wurde bald — im Jahre 1825 — völlig überholt von der Moderateur-Lampe, die uns allen bekannt und bis heutzutage die beste geblieben ist.

Gleichzeitig mit der Reform der Lampen trat auch eine epochemachende Verbesserung des Dels hervor. Im Jahre 1790 wurde nämlich fast gleichzeitig in Frankreich und England das Raffiniren des Dels mittels der Schwefelsäure entdeckt. Daneben gelang es dann der Technik, nach und nach aus einer immer größeren Anzahl von Substanzen Del zu gewinnen, unter anderem aus Torf und Kohlen. Immer mehr werden freilich diese Erfindungen in den Hintergrund gedrängt von der Auffindung des Petroleum in Amerika im Jahre 1845. Es ist bekannt, in welchem riesenmäßigen Umfange der Verbrauch sowohl, als Production und Handel desselben zugenommen hat und zunimmt, und daß auch in Europa, in Galizien und im Hannoverschen und neuerdings auch in Südamerika ergiebige Petroleumquellen entdeckt worden sind. Sehr wünschenswerth ist es nur noch, daß ein Verfahren erfunden werde, welches die Gefahren der äußerst großen Brennbarkeit des Steindöls beseitigt.

Wie wir zum Schluß von dem großen Genossen und Concurrenten des Petroleum, dem Gase, handeln, sei noch der Fortschritte gedacht, welche die Bereitung von Lichtern sowohl betreffs ihrer Leuchtkraft als Billigkeit machte. Eine lästige Nothwendigkeit war das Putzen der Lichter, vornehmlich der Talglichter. Stellte man sich nun vor, daß zu Shakespeares und noch zu Molières Zeiten auch die Theater mit Talgkerzen beleuchtet wurden, zwischen jedem

Akte also die Leuchter zum Putzen des Dochtes heruntergeholt werden mußten. In kleineren Theatern gab es jedes Mal Gelegenheit zu großem Jubel, wenn die Schauspieler in ihrem Costüm dies Werk selber verrichten mußten. In Molières Stücken finden sich mehrfache Anspielungen auf die Unglücklichen, welche, nachdem sie soeben das Publikum durch tragische Reden in Nöthigung versetzt hatten, in der Pause mit Lichtputzen vor dem Vorhang erschienen. Solchen Hamlets und Othellos würde die Erfindung des geschlossenen, von Vorsehung durchgezogenen Dochtes, der sein Selbstputzer ist, als eine wahre Gabe Gottes erschienen sein; leider trat dieselbe aber erst im Jahre 1811 hervor, ungefähr um die gleiche Zeit, als die Stearin- und Paraffinkerzen aufkamen.

Aber Wachs und Talg und alle Oele wurden von dem Leuchtag in Schatten gestellt. Die Benutzung dieses Gases zur Beleuchtung lag eigentlich sehr nahe, denn schon längst wußte man, daß die Gasarten um so leichter entzündbar sind, je mehr Wasserstoff sie enthalten, und das Leuchtgas (eine Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff) enthält genügend Wasserstoffgas, um leicht zu brennen, und genügend Kohlenstoff, um die Flamme leuchtend zu machen. Dennoch kam man erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Idee, aus Kohlen oder Holz auf dem Wege der Destillation ein Gas zu gewinnen, welches man ohne Verbrennung eines festen Stoffes zur Beleuchtung benutzen konnte. Die ersten Versuche damit wurden im Jahre 1792 gemacht. In diesem Jahre destillirte nämlich ein Engländer, mit Namen Murdoch, Wasserstoffgas aus Kohlen und beleuchtete damit die Räume seines Hauses. Größeres Aufsehen machte die Erfindung aber erst im Jahre 1804, als Mr. Murdoch die Räume einer Fabrik zu Manchester mit Gas erleuchtete. Zwölf Jahre später begründete sich die erste Gas-Gesellschaft in London, und in demselben Jahre wurde das Gaslicht als Straßenbeleuchtung eingeführt.

Fünzig und einige Jahre sind seitdem vergangen, und schon drohen auch dem Gase gefährliche Rivalen. Electricisches Licht, Magnetlicht, verschiedene Varietäten von neuen Gasen sind der Reihe nach versucht worden, wenn auch bisher ohne entscheidenden Erfolg. Niemand wird indeß bezweifeln, daß die Beleuchtungskunst noch manche Studien zu durchlaufen hat, bevor sie stillstehenden gezwungen sein wird. Was sie dann leistet! Wer weiß, wo es dann noch „dunkle Nächte“ gibt!

[2427]

Der Pitt-Diamant.

Silberhell, kristallrein sprudelt das Quellwasser aus der Bergwand, Silberhell im Reflere der Sonnenstrahlen, kristallrein im Schatten dichtblauer Bäume oder in der Dämmerung der vorn offenen Felschöble, in welche das grelle Sonnenlicht nicht einzubringen vermag. Silberhell, kristallrein erscheint auch das „Wasser“, das farblose ätherische Licht, der durchsichtige himmlische Glanz des Diamanten, je nachdem man ihn im vollen Sonnenschein des Tages oder, sei's im Schatten, sei's nur bei gemäßigter Helle im umschlossenen Raum betrachtet. Die Lapidaristen, die Steinschneider und Juweliere unterscheiden Diamanten vom „ersten“, „zweiten“, „dritten“ Wasser, in absteigender Werthbestimmung. Weder das Wasser, noch das andere Moment der Schönheit des Diamanten, seine Punkte, Linien, Kanten, convergen Flächen seiner Krystallformen — dies ästhetische Moment, welches durch die Kunst des Schneidens und Schleifens zur Geltung kommt — sind beim rohen, noch ungeschnittenen und ungeschliffenen Diamanten leicht zu bestimmen und festzustellen. In einer alten technischen Schrift über die Steinschneidekunst wird als der einzig untrügliche Weg, um das Wasser, welches all seinen Werth ausmache, zu entdecken, empfohlen, daß man den Stein im Schatten laubreicher Bäume betrachte. Und von den Jüdern wird berichtet, daß sie die Güte eines rohen Diamanten in Beziehung auf Lichtglanz und Form stets bei Nacht prüften.

Form und Materie, Gestaltung und Wasser verbinden sich nun zur höchsten Vollendung bei dem unter dem Namen „Pitt“ berühmten Diamanten. Die erste berzeigte literarische Autorität auf dem Gebiete der Edelsteine und edlen Metalle, C. W. King, Professor an Trinity-College in Cambridge, bezeichnet in seinem kürzlich erschienenen Prachtwerke: „The natural History, ancient and modern of Precious Stones and Gems and of the Precious Metals“ diesen Diamanten geradezu als den edelsten und ersten der Welt: es komme ihm an Schönheit, an Form und Wasser seiner gleich.

Etwas romanhaft ist nur sein Ursprung; wir meinen nicht seinen natürlichen, sondern seinen historischen Ursprung. Es mag hier der Aberglaube früherer Zeiten erwähnt werden, daß der Diamant nur in Ostindien und auch dort nur in bestimmten Districten vorkomme. Diese Annahme ist durch die reichen Funde in Brasilien u. längst widerlegt, und jetzt gilt als Regel, wo Gold ist, da find auch Diamanten. Wenn indessen diese Berggesellschaften von (alluvialen) Gold und Diamanten auch auf einen Zusammenhang in dem Ursprunge beider hinweist, so sind Theorie und Geheß desselben der Naturwissenschaft doch noch ein Problem, an dessen Lösung sie kaum herangehen ist.

Ueber den historischen Ursprung aber, das erste Erscheinen unseres Diamanten in der menschlichen Gesellschaft wird berichtet: Ein Sklave fand ihn in der Nähe von Partaal, fünfundsiebzig englische Meilen von Gollonda, der jetzt ruinenhaften Hauptstadt des ehemaligen Königreichs gleichen Namens in der Präsidenschaft Bengalen. Der beglückte Finder soll ihn zunächst in einem Einschnitt in der Höhlung seiner Kniekehle geborgen haben, bis es ihm gelang, nach Madras zu entweichen. Hier ereilte ihn sein Verhängniß in Gestalt eines englischen Schiffers. Derselbe lockte den armen Burfchen unter der Vorpiegelung, ihm gegen halbpark einen Käufer zu stellen, auf sein Schiff und stieß ihn über Bord. Der Dieb und Mörder verkaufte den Stein dann an einen Pansen, einen Kaufmann mit Namen Jackmund, für die geringe Summe von 1000 Pfund. Der Schiffer verschleuderte das Sündengeld sehr bald in Liederlichkeit und verhängte sich dann. Jackmund verstand sich auf Wasser und Linien des Diamanten, der in seiner noch rohen Form ein Gewicht von 410 Karat hatte. Er verstand es auch, ihn an den richtigen Mann zu bringen. Er verkaufte ihn für die Summe von 12,500 Pfund an Thomas Pitt, den Generalgouverneur von British-Ostindien, der zu Fort St. George bei Madras residierte. Es ist dies der Großvater von William Pitt, Graf Chatham, dem berühmten englischen Staatsmann im vorigen Jahrhundert, und der Urgroßvater von William Pitt dem Jüngeren, dem hartnäckigsten Bekämpfer des großen Napoleon.

Schneiden und schleifen ließ Pitt den Stein in London, und zwar wurde er als „Brilliant“ geschnitten — eine Facettirung, die erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Vincenzo Peruzzi in Venedig erfunden war, während die Facettirung als „Röse“ gegen Mitte desselben Jahrhunderts unter den Auspicien des Cardinals Mazarin aufgefunden sein soll. Die Erfindung der Diamantenschneidekunst, insofern dieselbe den Lichtglanz des Steines durch wirkliches Schneiden desselben zu regelmäßigen Facet-

ten auf seiner ganzen Oberfläche zur vollen harmonischen Erscheinung, die nicht durch Blässchen und Flecken gestört wird, zu bringen sucht, ist dem Niederländer L. de Brughem zuzuschreiben, der u. a. den berühmten „Sancy“-Diamanten für Karl den Kühnen geschnitten hat. — Zum Schneiden und Schleifen des „Pitt“ waren zwei volle Jahre nöthig, und kostete die mühsame Arbeit 5000 Pfund. Der Werth der kleinen Krystalle, des Diamantenstaubs, welcher bei der Proceßur abfiel, belief sich aber auf 3000 Pfund, deckte mithin einen großen Theil der Kosten. Das Gewicht des Steines sank auf 136 $\frac{1}{2}$ Karat. Der Findling von Partaal ging in London dann aber als Stern erster Größe auf, dessen seltene Schönheit bald europäischen Ruf gewann. Neidisch wachte Pitt über seinen Besitz. Der deutsche Reisende Uffenbach, welcher im Jahre 1712 England besuchte, erzählt, daß er sich vergeblich bemüht habe, den Stein zu Gesicht zu bekommen. Pitt sei jeder Begegnung mit einem Fremden ausgewichen. Aus Furcht, seines Kleinods — das er vermuthlich stets bei sich führte — beraubt zu werden, ließ er es niemals vorher verlauten, wenn er in die Stadt kam, und schlief er niemals zwei Nächte hintereinander in demselben Hause. Fünf Jahre lang duldete er die Qual der Anknüpfung an sein Geheiß, dann, im Jahre 1717, schuf er sich Erlösung, indem er den Stein an Philipp von Orleans, den „Regenten“ von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., verkaufte. Es war dies zu einer Zeit, als John Law's Finanzgehirn, herbeigerufen eben vom Herzog-Regenten, dessen Leben als ein ebenso geistreiches, wie verschwenderisches und lüderliches im Bude der französischen Hofgeschichte verzeichnet steht, über Frankreich strahlte. Law wird denn auch die Verhandlungen mit Pitt geführt haben. Er war selbst ein Diamantenfreund — seine einzige Hinterlassenschaft war ein Diamant zum Werthe von 40,000 Livres — und gewiß auch Kenner. Erstank wurde der Diamant, welcher nunmehr mit dem Namen des „Regenten“ beehrt wird, für 135,000 £; eingetragen wurde er dann in das Register des französischen Kronschates mit 480,000 £.

Mit dem Sturze des Königthums in Frankreich hebt die neuere Epoche in der Geschichte des Diamanten an. Als im September 1792 die Mobilgarde durch Plünderung des Kronschates den gehäßigsten Antheil an der Rößelhererschaft nahm, wurden sowohl der „Sancy“-Diamant, wie der „Regent“ gestohlen. Ueber diesem Raub schwebt freilich ein gewisses Dunkel. Es geschah derselbe unter Umständen, und gingen ihm solche voraus, die den Verdacht aufkommen ließen, er sei im Interesse der königlichen Familie ins Werk gesetzt worden. Die Goldplatten von zum Theil sehr beträchtlichem Werthe, die sich im Kronschate befanden, waren nach der Morbese vom 10. August von Pariser Communalbeamten versiegelt worden. Am 17. September fand man dann die Siegel erbrochen, die Schlösser waren mittels falscher Schlüssel geöffnet, die Gemächer ausgeräumt. Die Diebe sind niemals entdeckt worden. Ein anonymes Brief an die Communalbehörde benachrichtigte dieselbe aber, wo der „Regent“ nebst einem edlen Reliqu von Achat zu finden sei. Den letzteren hatte man seiner kostbaren Goldverzierung beraubt. Jedenfalls hatte man von dem Versuche, Kostbarkeiten in Geld umzusetzen, weil dieselben Jedermann so wohl bekannt waren, Abstand genommen. Von allen übrigen Kostbarkeiten aus dem Kronschate wurde nie wieder Etwas gehört oder gesehen. Im Jahre 1837 gelangte zwar der Kaiser Nicolaus durch Kauf in den Besitz eines schönen, als Rosette geschnittenen Diamanten, der als der „Sancy“ bezeichnet wird; allein es ist nicht bargethan, daß dies der wieder zum Vorschein gekommene aus dem französischen Kronschate sei.

Der 9. November 1799 (18. Brumaire) machte Bonaparte auch zum Herrn über den Diamanten. Und letzterer wurde recht eigentlich zum Felsen, auf den Jener sein Kaiserreich gründete. Er verpändete nämlich das Kleinod an die unter seinem Einflusse republikanisierte Regierung von Holland, und schuf sich auf diesem Wege einen Theil der Baarmittel, die ihm in Verbindung mit dem im größten Maßstabe wieder aufgenommenen Finanzsystem Law's die erste Consolidirung seiner Macht ermöglichte. Nachdem Napoleon Kaiser geworden, fand der Diamant den Weg wieder nach Paris zurück, wahrscheinlich war es der kürzeste Weg — der Annerion, und strahlte nun im Knopf des kaiserlichen Staatskleides.

Was den Flüchtling von Elba bewog, den Diamanten mit sich zu führen, als er va banque spielte, ob er es in einer Unwandlung von Aberglauben that, dem Edelstein die Kräfte eines Talismans zuzuschreiben, oder in der vorsorglichen Erwägung möglicher Fälle, wissen wir nicht. Sein Unglück bei Waterloo war größer, als je sein Glück, und schrecklicher, als er hatte fürchten können. Napoleon wies das Schicksal nach Helena, der Diamant wanderte in den preussischen Kronschat.

[2412]

Nachteile der Gasbeleuchtung für die Blumen in Wohnräumen.

Gegen die Benutzung des Leuchtgases für Wohnzimmer ließe sich Vieles sagen; wir wollen aber hier nur in Betrachtung ziehen, welche Wirkung das Leuchtgas auf die Zimmerpflanzen hat. Man hat beobachtet, daß gewisse Pflanzen den unvermeidlichen Gasgeruch besser ertragen, als andere. Während einige Blumen vollständig zu Grunde gehen, sieht man anderen nicht den geringsten Nachtheil an.

Wir verdanken einem eifrigen, kenntnißreichen Gartenfreunde und Züchter von Pflanzen im Zimmer, dem kürzlich verstorbenen Professor Hofrath Dr. Schleicher in Jena, die Mittheilung verschiedener Beobachtungen, welche hier zu Grunde gelegt werden sollen. Nach Schleicher's Untersuchung ist keine Gasröhre so dicht, daß nicht Gas durch die Wandungen und Verbindungsstellen in die Wohnräume strömt. So lange die Gasuhr bei geöffnetem Haupthahn und geschlossenen Seitenhähnen nur den geringsten Gasabgang anzeigt, so lange ist die Leitung nicht dicht. Die Röhren sind porös und lassen durch unsichtbare Oeffnungen Gasluft ausströmen. Noch mangelhafter sind oft die Hähne. Mögen sie auch genau schließen, so finden sich doch oft Hähne, welche im Guffe löcherig gerathen sind. Man hat zunächst alle Hähne genau zu prüfen und die fehlerhaften durch bessere zu ersetzen. Dann müssen alle Röhren, welche nicht vom Mörtel oder Cement der Mauer umgeben sind, auch diejenigen Theile, welche durch Tapeten verborgen werden, mit einem dreimaligen sehr sorgfältig aufgetragenen Oelfarbenanstrich versehen werden. Hat man zu irgend einem Zwecke einen Gummischlauch für eine Gaslampe im Zimmer, so muß derselbe, wenn er nicht mit einem besonderen Ueberzuge versehen oder, wie man sagt, nicht übersponnen ist, ebenfalls mehrmals mit Oelfarbe überstrichen werden, denn durch die Gummimasse findet das Gas um so eher einen Weg, als es sich chemisch mit derselben verbindet und nun um so stärker riecht. Die Hähne halte man immer geschlossen, wenn auch der Haupthahn abgesperrt ist, besonders die Hähne am Brenner.

Hat man diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche jedoch keineswegs ganz schützen, so muß man diejenigen Pflanzen zur

